Shakespeare's Sonette

übersetzt

von

Otto Gildemeister.

Mit Einleitung und Anmerkungen.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1871.

Shakespeare's Sonette.

Shakespeare's Sonette

übersetzt

von

Otto Gildemeister.

Mit Einleitung und Anmerkungen.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1871.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Einleitung.

Schon im Jahre 1598 existirten Sonette von Shakespeare's Hand, welche handschriftlich unter seinen Freunden verbreitet waren und wenigstens in diesem engern Kreise Bewunderer fanden. Dies erhellt aus der vielcitirten Stelle der 1598 gedruckten „Palladis Tamia" von Francis Meres, in welcher es heißt: „Wie man glaubte, daß des Euphorbus Seele im Pythagoras lebe, so lebt die anmuthige köstliche Seele des Ovid in dem honigzüngigen Shakespeare; das bezeugen sein «Venus und Adonis», seine «Lucrezia», seine zuckersüßen (sugred) Sonette unter seinen Privatfreunden." Es läßt sich freilich nicht beweisen, daß die Sonette, von welchen Meres hier redet, die nämlichen waren, welche uns erhalten geblieben sind, und namentlich nicht, daß unsere Sammlung alle damals unter Shakespeare's Freunden circulirenden Gedichte und nur diese enthält; allein es ist andererseits auch gar kein Grund vorhanden, an der Identität zwischen der Meres bekannten und der noch existirenden Sammlung, wenigstens

was die Mehrzahl der Gedichte betrifft, zu zweifeln. Für diese Annahme streitet auch ein positiver Umstand. Der Buchhändler Jaggard misbrauchte im Jahre 1599 Shakespeare's Namen, um eine von ihm verlegte Gedichtsammlung: „The Passionate Pilgrim", in Curs zu bringen, und um den Betrug einigermaßen zu verstecken, eröffnete er seine Sammlung mit zwei echten Sonetten Shakespeare's. Diese beiden nun finden sich, mit nur unerheblichen Varianten, auch in unserer Sammlung. Jedenfalls enthält also letztere wenigstens einige der 1599 schon bekannten Gedichte.

Innere Gründe des Stils und der poetischen Entwickelung führen zu der Vermuthung, daß die Sonette, wie wir sie besitzen, zu den frühesten Erzeugnissen der Shakespeare'schen Muse gehören; manche von ihnen mögen noch vor „Venus und Adonis" (gedruckt 1593) entstanden sein, die meisten sind schwerlich in eine spätere Periode als die von 1593—97 zu setzen. Zwar nennt der Dichter selbst „Venus und Adonis" in der Widmung sein Erstlingswerk (the first heir of my invention), aber dieser Ausdruck schließt sicherlich nicht die Möglichkeit, ja die hohe Wahrscheinlichkeit aus, daß dem ersten größern, für den Druck bestimmten Werke kleinere poetische Versuche vorangegangen seien. Nicht allein daß „Venus und Adonis" eine bereits vers- und stilgewandte Feder verräth, sondern es kommen auch in diesem Gedichte ziemlich zahlreiche Parallelstellen zu den Sonetten vor, welche auf die Priorität der letztern schließen lassen. Aus ihnen, die nur handschriftlich existirten und nur wenigen zu Gesichte kamen, konnte der

Dichter unbedenklich Ornamente für sein erstes Druckwerk entlehnen, schwerlich aus letzterem für die Sonette, an deren Veröffentlichung er nie gedacht zu haben scheint.

Erst im Jahre 1609 veranstaltete ohne des Dichters Zuthun ein speculativer Buchhändler, Thomas Thorpe, einen Abdruck der Sonette in Quart, welcher unter folgendem Titel ausgegeben wurde: „Shake-speare's sonnets. Neuer before Imprinted. At London By G. Eld for T. T. (d. i. Thomas Thorpe), and are to be solde by William Aspley." (Shakespeare's Sonette, noch nie bisher gedruckt. London, gedruckt bei G. Eld für T. T. und zu verkaufen bei William Aspley.) Schon dieser Titel deutet an, daß nicht neue und bisher unbekannte, sondern solche Gedichte dargeboten wurden, von deren Existenz die Liebhaber wußten. Nicht „Sonette von Shakespeare", sondern „Shakespeare's Sonette", mit charakteristischer Weglassung des Vornamens, „noch nie bisher gedruckt", also schon längere Zeit existirend, werden angekündigt. Die Ausgabe trägt an der Spitze eine Widmung des Verlegers an einen unbekannten Mister W. H., welche der Anlaß zahlreicher Controversen geworden ist, worüber weiter unten das Nähere. Die Widmung lautet:

„Dem alleinigen Beschaffer (begetter, was auch Erzeuger heißen kann) dieser nachstehenden Sonette Mr. W. H. wünscht alles Glück und diejenige Unsterblichkeit, welche unser ewiglebender Dichter verheißen hat, der wohlwünschende Unternehmer beim Beginne. T. T."

Hiernach scheint es, daß ein gewisser W. H. die im

Privatbesitz befindlichen Sonette sammelte und sie dem Verleger zum Drucke übergab. Vermuthlich gab es keine von Shakespeare selbst geordnete vollständige Sammlung, sondern die einzelnen Gedichte oder längere Abschnitte zusammengehöriger Sonette befanden sich zerstreut in den Händen seiner Freunde, und W. H. oder Thomas Thorpe begnügte sich damit, diese disjecta membra äußerlich aneinanderzureihen, ohne sich viel um den innern Zusammenhang oder gar um die chronologische Reihenfolge zu kümmern. So erklärt es sich, daß in der Sammlung Ordnung und Unordnung nebeneinander herrschen. Bald folgen die Sonette einander in augenscheinlich richtiger Zusammenstellung, bald wird der Zusammenhang durch Einschiebungen unterbrochen. Schon die 1640 erschienene zweite Ausgabe suchte diesem (nicht sehr erheblichen) Uebelstande durch eine systematischere Ordnung der Sonette abzuhelfen; indeß fiel dieser Versuch nicht sehr glücklich aus, und die spätern Herausgeber sind, fast ausnahmslos, zu der Reihenfolge der ersten Quarto zurückgekehrt, welche wenigstens theilweise vom Dichter selbst herrühren kann und daher nicht willkürlich geändert werden sollte.

Der Inhalt der Sonette dreht sich, abgesehen von einigen wenigen Ausnahmen, um zwei Themata. Die bei weitem größere Anzahl behandelt Verhältnisse und Beziehungen zu einem schönen jungen Freunde, diese aber in den verschiedensten Tonarten und in der verschiedensten Weise. Durchgängig wird nur seine leibliche Schönheit und Jugend gepriesen, in allen übrigen Punkten herrscht Mannichfaltigkeit und zum Theil Widerspruch der Züge.

Die Vergänglichkeit alles Irdischen veranlaßt den Dichter, dem Freunde einzuschärfen, für die Erhaltung seiner Schönheit in nachwachsenden Kindern Sorge zu tragen, und ihm den Werth der Verse vorzuhalten, in denen er ewig jung fortblühen werde. Die Selbstverleugnung und Beständigkeit der Freundschaft, die Schmerzen der Trennung, die Tugenden des Gefeierten werden besungen; dann wieder erschallen Klagen über Untreue, Vernachlässigung, sittenlosen Wandel des Jünglings, die sich bis zu dem Vorwurfe steigern, daß er den Dichter um die Liebe seiner Geliebten betrogen habe. Andere Gedichte bekämpfen den Einfluß, welchen ein rivalisirender Poet auf das Gemüth des Freundes zu gewinnen droht, oder rechtfertigen den Dichter, daß er mit seinen Lobliedern zurückhaltender sei als andere. Seine eigene Muse stellt der Dichter bald als äußerst dürftig und kunstlos dar, bald redet er von ihr mit dem sichersten Selbstvertrauen; seine Stellung zum Freunde erscheint bald ebenbürtig, bald völlig untergeordnet, ja unwürdig; bald ist der Ton vertraulich und zwanglos, bald voll Ehrerbietung wie der eines geringen Mannes, der zu einem vornehmen Herrn redet.

Nur die letzten 28 Sonette von den 154 der Sammlung handeln von der Liebe zu einem Weibe, wenn man nicht berücksichtigen will, daß auch unter den übrigen 126 sehr viele sich finden, welche sowol dem Inhalte wie der Grammatik nach für Gedichte an eine Geliebte gelten könnten. Die meisten jener 28 Sonette schildern die Stimmungen eines Verliebten, welcher, in den Banden einer reizenden, aber lasterhaften Schönen

schmachtend, über deren sittlichen Unwerth er sich keinen Täuschungen hingeben kann, dem inneren Conflicte bald durch Ironie und Selbstverspottung, bald durch pathetische Klagen über die Macht der Sinnlichkeit Ausdruck verleiht. Dazwischen stehen dann zärtliche oder galante Tändeleien von indifferenter Temperatur.

Daß Gedichte solches Inhalts, von einem Dichter wie Shakespeare geschrieben, mit der zunehmenden Verehrung des Publikums vor dem großen Dramatiker die Aufmerksamkeit mehr und mehr fesselten und die Phantasie der Forscher lebhaft beschäftigten, ist begreiflich genug. Selbst von Shakespeare's äußerem Leben wissen wir nur ungemein wenig; von seiner inneren Entwickelung, von seinem Charakter, seinem Temperament, seinen Leidenschaften und seinen Herzenserlebnissen wissen wir nichts. Nur seine Werke sind da, aus denen auf das Wesen des Verfassers zurückzuschließen uns freisteht. Die Begierde, etwas Zuverlässigeres über das Seelenleben eines Mannes zu erfahren, der so Unvergleichliches geschaffen hat, mußte sich einstellen, sobald die Dramen Shakespeare's anfingen von neuem die allgemeine Bewunderung zu erregen. Mit leicht erklärlicher Spannung begann man daher die vergessenen Sonette wieder zu studiren und in ihnen die Offenbarungen über des Dichters eigenstes Wesen zu suchen, welche seine dramatischen Werke vermissen lassen. Daß die Sonette solche Offenbarungen enthielten und enthalten müßten, ward zunächst als selbstverständlich angenommen; lehrte doch die Theorie, daß Sonette und lyrische Gedichte überhaupt dazu daseien, um die eigenen Gefühle und

Stimmungen des Dichters, seine „Subjectivität“, zu Tage treten zu lassen. Große Dichter der neueren Zeit hatten diese Theorie auf das glänzendste bestätigt, und es schien daher nicht zweifelhaft, daß Shakespeare ebenso wie Goethe und Byron ein Stück seines wirklichen Lebens, im biographischen Sinne des Worts, in Versen der Welt dargelegt habe. Die neugierigen Fragen, welche man von solcher Voraussetzung aus an die Sonette richtete, erhielten freilich eine höchst sonderbare Antwort. Der Dichter erschien in diesen Gedichten von Leidenschaften und Empfindungen beherrscht, die man in dem Schöpfer so gewaltiger Dramen am wenigsten gesucht hätte. Allein in naiver Gläubigkeit stieß man sich nicht an der Seltsamkeit des Orakels, sondern richtete allen Scharfsinn nur darauf, demselben möglichst viel Wissensbereicherung abzugewinnen. Die Engländer namentlich, ihrer aufs Positive gerichteten Natur folgend, bemühten sich, actenmäßig festzustellen, auf welche historische Persönlichkeiten und auf was für thatsächliche Verhältnisse die dunklen Andeutungen der Sonette zu beziehen seien.

Zunächst kam es natürlich darauf an, den Phönix von jungem Manne, welcher einen Dichter wie Shakespeare in so ungewöhnlicher Weise bezaubert hatte, zu identificiren. Die meisten Ausleger verfielen sofort auf den Grafen von Southampton, von dem es ja bekannt war, daß er zu den Gönnern des jungen Dramatikers gehört habe, dem ja ohnehin zwei Werke des Dichters, „Venus und Adonis“ und „Lucrezia“ von diesem in Ausdrücken einer zwar ehrerbietigen, aber warmen An-

hänglichkeit gewidmet worden sind. Hier hatte man jedenfalls eine geschichtliche Persönlichkeit, auf welche wenigstens einige Merkmale paßten, die in den Sonetten bezeichnet, angedeutet oder auch nur gefunden wurden. Der Graf war ein vornehmer Herr, zehn Jahre jünger als Shakespeare, ein ritterlicher und glänzender Cavalier, wohl geschaffen eine innige Freundschaftsneigung an sich zu fesseln. Von einer selbst sehr lebhaften Neigung bis zu einem so innigen Verhältnisse, wie die Sonette es feiern, war freilich noch ein sehr weiter Schritt, und es läßt sich keine einzige beglaubigte Thatsache anführen, welche auf ein solches Verhältniß zwischen dem Grafen und dem Dichter auch nur entfernt schließen ließe. Hätte ein solches bestanden, so hätte es nicht verfehlen können in weiten Kreisen Aufsehen zu machen; die hervorragende Stellung des Grafen, die Ungewöhnlichkeit einer vertrauten Freundschaft zwischen einem Reichspair und einem Schauspieler, Shakespeare's literarischer Ruhm würden unzweifelhaft wenigstens einige Bemerkungen der Zeitgenossen über diesen Punkt veranlaßt haben. Aber so sorgfältig man gesucht hat, man hat nirgend auch nur eine Spur davon gefunden. Wir haben Anspielungen auf die königliche Gunst, deren Shakespeare sich erfreute; wir haben eine ganze Reihe von Lobesdenkmälern, welche Southampton's Tugenden und namentlich auch seine Liebe zur Dichtkunst preisen, aber nirgend wird auch nur darauf angespielt, daß er vor anderen Shakespeare begünstigt oder gar ihm so nahe gestanden habe, wie die Vertheidiger der Southampton-Theorie doch behaupten müssen. Ob selbst

äußere und chronologische Unmöglichkeiten vorliegen, wie von Delius und andern versichert, von einigen bestritten wird, wage ich nicht zu entscheiden; jedenfalls scheint bis zum Jahre 1594 Shakespeare den Grafen lediglich als einen dem Range nach hoch über ihm stehenden Gönner gekannt zu haben, wie der Ton seiner Widmung vor „Lucrezia" zeigt. Das zartere Verhältniß müßte nothwendig erst nach diesem Jahre sich entwickelt haben. Es wäre in diesem Falle aber doch sehr befremdlich, daß der Dichter einen bereits an großen Unternehmungen betheiligten, zweiundzwanzigjährigen Mann, ein Mitglied des höchsten Reichssenats, „sweet boy" nennt. Weit gewichtiger freilich als alle diese historische Kritik sind die in den Gedichten selbst liegenden Argumente, von denen hernach die Rede sein wird.

Neben der Southampton-Theorie, welche zuerst von Drake in dem Werke „Shakespeare and his times" (1817) aufgestellt ward, steht als Rivalin eine andere, welche wir die Pembroke-Theorie nennen können. Die Herausgeber der berühmten Folio-Ausgabe der Shakespeare'schen Dramen vom Jahre 1623, Heminge und Condell, widmeten dieselbe dem Grafen William von Pembroke und dessen Bruder dem Grafen Philipp Montgomery, weil „Ihro Herrlichkeiten diesen Spielereien (trifles) und dem Autor bei dessen Lebzeiten so viel Gunst erwiesen" hätten. Dieser Umstand hat zwei Forscher zugleich, Armitage Brown („Shakespeare's Autobiographical Poems", 1838) und James Boaden („On the Sonnets of Shakespeare"), auf den Einfall gebracht,

den ersteren dieser beiden Lords mit dem räthselhaften Gegenstande der Sonette zu identificiren. Lord Pembroke's Ansprüche auf diese Ehre sind ungefähr die nämlichen, welche die Anwälte des Grafen Southampton für diesen anführen, nur mit dem Unterschiede, daß Pembroke noch sieben Jahre jünger war als sein Rival und daher freilich das Prädicat „boy" in vollem Maße verdiente. Die Sonette waren allerspätest im Jahre 1598 schon geschrieben und bekannt, wie Francis Meres loco citato bezeugt; der Graf von Pembroke wurde in diesem Jahre achtzehn, und der Dichter erklärt, daß er ihn vor drei Jahren bereits in der nämlichen Blüte der Schönheit gekannt habe (104. Sonett), ja er stellt ihm (70. Sonett) das Zeugniß aus, daß er alle Anfechtungen der Jugend nunmehr hinter sich habe!

Beide Erfinder dieser Hypothese legen das größte Gewicht auf die Worte, mit denen der Buchhändler Thorpe die Sonettensammlung dem mysteriösen Mister W. H., als deren einzigem „begetter" oder Erzeuger, wie sie interpretiren, gewidmet hat. Der Graf von Pembroke hieß William Herbert; die Anfangsbuchstaben wären somit allerdings in Ordnung. Leider hieß er so nur bis zum Jahre 1601, während Thorpe's Ausgabe 1608 erschien, zu einer Zeit, wo man den Grafen von Pembroke weder Mister noch Herbert nennen durfte. Die Southampton-Partei hat sich übrigens diese morsche Krücke auch nicht nehmen lassen wollen; ihr Prätendent hieß, ehe er Graf wurde, Henry Wriothesley, also gleichfalls W. H., nur in umgekehrter Reihenfolge, was denn eine besondere

Feinheit des Verlegers bekunden soll, als welcher absichtlich einen Schleier über den Sachverhalt habe werfen wollen, Gott weiß warum. Der Vollständigkeit wegen sei noch erwähnt, daß auch ein Neffe des Dichters, William Hart, den er in seinem Testament bedacht hat, für W. H. gehalten worden ist; er war der Sohn eines Hutmachers in Stratford, welcher letztere 1599 Shakespeare's Schwester heirathete. William Hart wird also schwerlich im Jahre 1598 schon existirt haben.

Nun kann man sagen, alle diese Hypothesen seien zwar nichtig, aber immerhin könne doch ein W. H., wer immer hinter diesen Initialen stecken möge, von Thorpe für den Gefeierten gehalten und in diesem Sinne als der „begetter" oder Veranlasser der Sonette bezeichnet worden sein. Wäre dies anzunehmen, so ließe sich die Wichtigkeit des Umstandes für die Auffassung der Sonette selbst nicht bestreiten. Es hätte dann jedenfalls zu Shakespeare's Zeiten die Vermuthung existirt, daß die Sonette an eine einzige bestimmte Persönlichkeit gerichtet seien, und man würde nicht umhin können einem solchen Zeugnisse Bedeutung beizulegen, obgleich es immer nur die Existenz einer Ansicht, nicht einer Thatsache beweisen würde. Aber der Wortlaut der Widmung selbst scheint doch gegen diese Auslegung zu streiten. Der Verleger nennt W. H. den alleinigen „begetter" der Sonette, was sehr verständlich ist, wenn er den Sammler, sehr incorrect, wenn er den Anreger oder Veranlasser im Auge hatte. Denn daß mindestens zwei verschiedene Personen die Veranlasser der Sonette seien, lehrt der oberflächlichste Augenschein.

„Begetter" im Sinne von „Beschaffer" mag ungewöhnlich sein, aber der Verleger gebrauchte wahrscheinlich — nach Art solcher literarischer Dilettanten — geflissentlich einen gezierten Ausdruck, und jedenfalls ist es nicht minder ungewöhnlich das Wort auch in dem Sinne von „Veranlasser" zu gebrauchen. Man wird immer eher den Dichter als den Besungenen unter dem begetter eines Gedichts verstehen. Auch ist zu bemerken, daß der Verleger dem W. H. nicht etwa die Unsterblichkeit wünscht, welche der Dichter ihm versprochen habe, sondern ganz allgemein die in den Sonetten verheißene Unsterblichkeit: also einen Ruhm, der so lange dauern möge wie die Sonette selbst. Und es wäre in der That höchst sonderbar, wenn ein Mann wie Thorpe jemandem, dem ein Mann wie Shakespeare Unsterblichkeit prophezeite, diese Unsterblichkeit noch erst hätte wünschen wollen.

Die allmählich dämmernde Einsicht, daß es unmöglich sei, den „Freund" der Sonette auf eine einzige, bekannte oder unbekannte Persönlichkeit zurückzuführen, hat zu verschiedenen andern Lösungsversuchen von zum Theil abenteuerlichster Art geführt. Man hat z. B. gemeint, der schöne Freund, welchen der Dichter so inständig ermahnt, für Leibeserben zu sorgen, sei die Königin Elisabeth, die, beiläufig bemerkt, ungefähr sechzig Jahre alt gewesen sein muß, als der Dichter sie „der Welt frische Zierde und Herold des bunten Frühlings" nannte (Sonett 1). Ein anderer Ausleger hat sich große Mühe gegeben, nachzuweisen, daß Shakespeare in den Sonetten seinen dichterischen Genius unter der Maske eines schönen Freundes besinge, und was dergleichen Phantastereien mehr sind.

Alle Versuche dieser Art gehen aus dem Gefühle hervor, daß die buchstäbliche und so zu sagen biographische Interpretation, welche in den Sonetten Geständnisse des Dichters über seine persönlichen Erlebnisse sieht, nothwendig zu einem Resultate führt, welches man nur auf Grund der unumstößlichsten Beweise und auch dann nur widerstrebend acceptiren könnte. Wie kann man sich vorstellen, daß der große Dichter um einen noch so schönen Jüngling, dessen sittlichen Werth er selbst als sehr zweifelhaft schildert, von dessen Tugenden und Verdiensten er nirgend ein eindruckmachendes Wort zu sagen weiß, jene Qualen der Sehnsucht und Eifersucht empfunden, daß er ernsthaft seine eigene Dichtkunst ungenügend, einen solchen Freund zu verherrlichen, genannt, und daß er in seiner Schwärmerei für den Angebeteten schließlich jedes Gefühl der eigenen Würde gänzlich verloren und die ärgste Mishandlung des Freundes nicht allein stumpfsinnig ertragen, sondern auch noch dieses Stumpfsinns sich berühmt und in Versen, welche unter seinen Bekannten circulirten, besungen haben sollte! Und doch muß man dies alles glauben, wenn man einmal annimmt, Shakespeare habe in den Sonetten ein bestimmtes historisches Freundschaftsverhältniß feiern wollen.

Ein neuerer englischer Shakespearologe, Gerald Massey, hat, die Unhaltbarkeit der autobiographischen Theorie einsehend, wenigstens die historische Theorie durch eine Frontveränderung zu retten gesucht. In einem Artikel im „Quarterly Review" für April 1864 und seitdem in einem selbständigen Werke suchte er nachzuweisen, daß zu unterscheiden sei zwischen den Sonetten, in denen Shake-

speare für sich rede, und denjenigen, in welchen er die Gedanken und Gefühle eines andern ausspreche. Weil man dies verabsäume, so empfinde man häufig nicht die volle Gewalt, welche in den Versen verborgen liege; um seine Stimme richtig zu verstehen, müsse man zuvor die Richtung feststellen, in welcher sie sich bewege. Die meisten der so befremdlichen Sonette seien als Aeußerungen nicht des Dichters an den Leser, sondern eines Dritten an einen Dritten aufzufassen. Und diese beiden Dritten seien niemand anders, als der Graf Southampton und die schöne Elisabeth Vernon, deren romantische Liebe und heimliche Heirath dem Dichter den Stoff zu einem Cyklus von Liebesgedichten gegeben habe, in denen nicht er selbst, sondern der Liebende das redende Ich, und Elisabeth Vernon die Angeredete sei. Natürlich ist es nicht möglich, alle Sonette so zu deuten; Massey begnügt sich damit, alle diejenigen, in denen nicht ganz unzweifelhaft entweder ein Mann angeredet wird oder ein Poet als solcher redend auftritt, für Elisabeth Vernon in Anspruch zu nehmen, die letzten 26 Sonette ausgenommen, welche ihm zufolge Shakespeare für William Herbert verfaßt haben soll. Die Ermahnungen zur Erzielung schöner Kinder und die literarischen Expectorationen hat nach Massey's Ansicht Shakespeare an den Grafen Southampton gerichtet; alle übrigen legt er dem Grafen in den Mund, und für die meisten weiß er die Veranlassung in den Reisen, Abenteuern, Händeln und sonstigen Erlebnissen des jungen Edelmanns, in den Feindschaften und Cabalen, der königlichen Ungnade, den verliebten Verirrungen, den

Lebensgefahren zu entdecken, von denen Southampton's Biographen berichten. Die Sonette 40, 41 und 42, vielleicht auch 33, 34 und 35, sind, wie er annimmt, der Dame in den Mund zu legen, und es wird als wahrscheinlich bezeichnet, daß die Verführerin, welche auf kurze Zeit den Grafen seiner Geliebten zu entfremden drohte, Miß Penelope Rich gewesen sei, eine Cousine der Elisabeth Vernon, welche letztere gute Gründe gehabt habe, mit jener, wie es im 40. Sonette heißt, sich nicht zu verfeinden.

Die schwache Seite dieser Hypothese, deren Ausführung im einzelnen hier unmöglich ist, springt in die Augen: es ist dies die innere Unwahrscheinlichkeit, daß Shakespeare ein solches ernsthaftes Liebesverhältniß zwischen zwei vornehmen und allbekannten Personen zum Thema von mehr als hundert Gedichten gemacht, und diese sodann, wenn auch nur handschriftlich, unter seinen Freunden verbreitet haben sollte. Unwahrscheinlich ist ferner eine solche Beschäftigung durch eine lange Reihe von Jahren hindurch (Massey selbst nimmt mindestens ein Decennium dafür in Anspruch), und außerdem ist es nicht recht glaublich, daß die so völlig exceptionelle und für Klatschsüchtige so höchst pikante Entstehungsgeschichte, wenn sie wahr wäre, nicht irgendwo und irgendwie von einem Zeitgenossen commentirt, vielmehr schon 1640, als die zweite Ausgabe der Sonette erschien, völlig in Vergessenheit gerathen sein sollte. Dazu kommt, daß Massey, wenn auch einzelne seiner Erklärungen sich leidlich plausibel ausnehmen, doch in den meisten Fällen sich lediglich auf Möglichkeiten und Vermuthungen angewiesen sieht, nicht

selten auch zu den gewagtesten Interpretationen greifen muß, um seine Hypothese zu stützen. Zu Gunsten derselben kann man nur das eine sagen, daß sie allerdings weniger anstößig und weniger unwahrscheinlich ist als die andere, welche in den Sonetten autobiographische Bekenntnisse Shakespeare's erblickt.

In Deutschland hat meines Wissens von seiten namhafter Shakespeare-Kenner eine entschiedene Parteinahme für oder gegen die verschiedenen autobiographischen Theorien nicht stattgefunden.*) Nur Delius, welchem auch meine Darstellung Material und Argumente verdankt, hat sowol in seinem „Mythus von William Shakespeare" als in seiner Ausgabe Shakespeare's, namentlich aber in einem eingehenden Artikel, welcher im „Jahrbuch der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft", erster Jahrgang, abgedruckt ist, ebenso entschieden als gründlich die Hinfälligkeit aller jener Erklärungsversuche erörtert. Diejenigen, welche sich ihm nicht stillschweigend anschließen, lassen entweder das Räthsel als Räthsel auf sich beruhen, oder sie erkennen zwar die Unmöglichkeit an, Shakespeare's Freund zu entdecken, können sich aber unter dem Eindrucke der so lebendig bewegten Gedichte nicht entschließen, den Glauben an seine weiland leibhaftige Wirklichkeit aufzugeben. Zu diesen letztern gehören namentlich alle diejenigen, welche, wie Gervinus, kein eigentliches Verständniß für das dichte-

*) Dies ward bereits 1868 geschrieben, ehe ich von Friesen's Abhandlung im vierten Bande des Shakespeare-Jahrbuchs kannte. Friesen vertheidigt die Southampton-Theorie, allerdings cum grano salis.

rische Schaffen als solches haben und daher leicht durch den Schein des Lebens, welcher eben das Product der Kunst ist, zu der Annahme, daß das Leben selbst copirt sei, sich verleiten lassen. Weil in den Sonetten, wenigstens in vielen derselben, die Gefühle, Leidenschaften und Stimmungen so energisch, bestimmt und geradezu reden, wie sie es im menschlichen Herzen selbst thun, so schließt man, Shakespeare's Herz müsse unmittelbar an den Dingen betheiligt gewesen sein, von denen in den Sonetten die Rede ist.

Die entgegenstehende Ansicht dagegen stützt sich auf folgende Erwägungen:

Die Auffassung, als ob Shakespeare in den Sonetten wirkliche Verhältnisse, bei denen er persönlich betheiligt war, behandelt habe, führt in ihrer Consequenz zu Resultaten, welche psychologisch noch räthselhafter sein würden als das Räthsel, welches sie zu lösen bestimmt ist. Kein einziges historisch beglaubigtes Factum steht ihr zur Seite; viele Stellen der Sonette beweisen dagegen deutlich, daß eine wörtliche Auslegung unstatthaft ist (z. B. diejenigen, wo der Dichter sich als alten Mann einführt), und der ganze Ton dieser Gedichte ist ein solcher, daß er zu Empfindungen, wie die Wirklichkeit sie erregt, nicht stimmt. Alle oder doch fast alle Schwierigkeiten dagegen lösen sich ganz von selbst, wenn man in diesen Gedichten einfach Gedichte erblickt, Erzeugnisse einer frei waltenden künstlerischen Phantasie, welche in gewisse, sie fesselnde Situationen sich vertiefte und die aus ihnen sich ergebenden Stimmungen in lyrischen Ergüssen wiedergab. Der Einwand, daß aus den Sonetten „ein warmes Leben spreche,

daß reale Lebensverhältnisse auch unter dem falben Abbilde durchscheinen, daß der volle Pulsschlag eines tiefbewegten Herzens durch alle Hüllen der dichterischen Formalien hindurchdringe", und daß deshalb angenommen werden müsse, der Freund, welchem der Dichter „so tiefe Erwägungen und Gefühle" ausspreche, müsse ihm leibhaft und wahrhaft zur Seite gestanden haben, — dieser von Gervinus betonte Einwand würde, wenn er selbst im übrigen begründet wäre, doch kaum mehr Gewicht in Anspruch nehmen können als der entgegengesetzte, ihn wieder aufhebende, daß nämlich die allerdings nicht hinwegzuleugnenden tiefen Erwägungen und Gefühle, das warme Leben und die durchschimmernden realen Verhältnisse auf jeden, der an ihre leibhaftige Wirklichkeit glaubt, einen befremdlichen, ja abstoßenden Eindruck machen. Die ganze Schlußfolgerung beruht aber, wie schon bemerkt, auf einer Verkennung der Macht der dichterischen Begabung, zumal der dichterischen Begabung Shakespeare's. Die Literatur aller Zeiten beweist, daß große Dichter im Stande sind, die ihnen persönlich fremden Gefühle mit der Stimme der Natur reden zu lassen, und es ist ein scholastischer Irrthum, wenn man meint, daß dies nur im Drama zulässig oder möglich sei. Allerdings ist diese Gabe dem Dramatiker unentbehrlich, dem Lyriker entbehrlich; aber damit ist nicht gesagt, daß nicht auch der letztere sie zu verwerthen im Stande sei. Es gibt notorisch eine ganze Reihe zum Theil weltberühmter lyrischer Gedichte, in denen der Dichter nicht sich selbst, sondern ein Geschöpf seiner Phantasie, mit welchem seine eigene

Person nicht die mindeste Aehnlichkeit hat, reden läßt. Ein greiser Dichter componirt die Liebesklagen eines Jünglings, ein junger den lebensmüden Abschied eines Greises, ein Mann die Freuden einer Mutter oder Braut, ein Deutscher die Empfindungen eines Beduinen, ein Landpastor das Pathos eines Kriegshelden, u. s. w. Wenn dergleichen nicht möglich wäre, so würde in der That unbegreiflich sein, wie denn ein einziger Dichter im Drama im Stande sein sollte für die allerverschiedensten Charaktere, Temperamente und Lebenslagen den richtigen Ausdruck zu finden. Beide Arten der dichterischen Thätigkeit sind in genere identisch, nur in der Anwendung und in den Dimensionen verschieden.

Wenn nun Shakespeare, dessen dichterisches Naturell im allereminentesten Grade ein dramatisches war, sich der lyrischen Kunstform zu bedienen durch innere oder äußere Anregung veranlaßt wurde, so erscheint es nicht befremdlich, sondern durchaus natürlich, daß er dieser Kunstform nicht den Inhalt seiner subjectiven Empfindungen gab, sondern in ihr poetische Probleme zu lösen versuchte, welche seine künstlerische Phantasie besonders lebhaft beschäftigten. Wie er in oft völlig unscheinbaren Stoffen den Keim dramatischen Lebens zu entdecken und denselben zu Gebilden von unvergleichlicher Kunstwirkung zu entfalten verstand, können wir urkundlich durch Vergleichung seiner Dramen mit den Chroniken und Novellen, aus denen er schöpfte, nachweisen; der Schluß ist daher wol gerechtfertigt, daß die nämliche Nothwendigkeit seiner geistigen Organisation, welche ihn bei jenem Schaffen für die Bühne

leitete, ebenso ihn beherrschte, wenn er in den mannichfaltigen Eindrücken, die aus dem ihn umgebenden glänzenden Leben wie aus stiller Betrachtung oder aus dem Studium anderer Dichter auf ihn einströmten, den Antrieb zu kleineren dichterischen Gebilden fand, welche nur für einen einzelnen Gedanken oder eine einseitige Empfindung Raum boten. Hier, wie in den Dramen, konnte es sehr wohl geschehen, daß seine eigene Persönlichkeit im Augenblicke des Schaffens völlig unterging in der Persönlichkeit des fingirten Wesens, dessen Situation er zum Ausgangspunkte seiner Dichtung erwählt hatte, sich verlor „in dem, worin er wirkte, wie die Hand des Färbers“ (111. Sonett), und wenn es geschah, so gestatten die Gedichte auf seine Persönlichkeit fast ebenso wenig Rückschlüsse wie seine Tragödien und Komödien. Höchstens lassen sie erkennen, welche Stoffe, welche psychologischen Probleme, welche innern Conflicte während eines Augenblicks hinreichende Gewalt über seine Seele gewannen, um ihn zu einem oder mehreren Sonetten zu begeistern.

Ob und wie weit dabei Erfahrungen und Beobachtungen aus dem wirklichen Leben mitgewirkt haben, läßt sich nicht mehr ermitteln; es ist durchaus nicht unwahrscheinlich, daß dies der Fall war, und bei einzelnen Sonetten drängt sich sogar die Ueberzeugung, daß ein Echo der Wirklichkeit sich vernehmen lasse, fast unwiderstehlich auf. Es ist aber offenbar ein großer Unterschied zwischen solchen Anregungen der Phantasie und jenen wirklichen Herzenserlebnissen, an welche Gervinus und die englischen Ausleger denken. Die letzten Sonette der Sammlung (mit

Ausnahme des 153. und 154.) sind z. B. mit gewissen individuellen Zügen ausgestattet, welche es glaublich erscheinen lassen, daß Shakespeare eine gefährliche, reizende Dame, wie er sie dort schildert, nicht schön aber voll unbegreiflichen Liebreizes, gekannt habe. Wäre dem so, so bewiesen die Gedichte doch noch nicht im mindesten, daß er selbst den Stricken der schwarzlockigen Verführerin erlegen sei, sondern nur, daß bei dem Anblicke ihrer Circekünste die Situation eines von ihr verzauberten und in Sinnenlust hinabgezogenen, vergebens gegen ihre Macht ankämpfenden edleren Gemüths in ihm poetisches Leben gewonnen und ihn angelockt habe, dies Motiv in lyrischer Form auszuführen. Ebenso wol kann aber der ganze Cyklus aus einem ganz andern Anlasse, aus eigenen Gedanken des Dichters oder aus Lektüre entstanden sein, und jene individuellen Züge wären alsdann lediglich auf Rechnung der besondern Shakespeare'schen Gestaltungskraft zu setzen, von der wir ja wissen, daß alles, was in ihren Bereich kam, sofort das Gepräge einer bestimmten Persönlichkeit annahm. Wenn auch von diesem Gesichtspunkte betrachtet immer einzelnes in den Sonetten und namentlich auch die Wahl mancher Stoffe befremdlich bleibt, so darf man nicht vergessen, daß die Sammlung nicht vom Dichter druckgerecht redigirt, sondern ohne Sorgfalt aus verschiedenen in Privatbesitz befindlichen Manuscripten, ohne orientirende Ueberschriften, ohne jegliche Erklärung dessen, was uns dunkel ist, den ersten Lesern aber vielleicht durchsichtig war, zusammengestoppelt worden ist.

Manches Auffällige und Bedenkliche verschwindet über-

haupt, wenn man sich in das literarische Treiben zurückversetzt, welches gegen den Schluß des 16. Jahrhunderts in London herrschte. In weit höherem Maße als die Dramen hangen die erzählenden und die lyrischen Gedichte Shakespeare's mit der Zeit zusammen, in welcher er lebte. Die Literatur der italiänischen Renaissance-Zeit mit ihren halb antiken, halb romantischen Stoffen, Motiven und Ornamenten hatte eben begonnen in England sich zu acclimatisiren. Die Poeten und das feinere Publikum standen mit noch unblasirten Sinnen unter dem vollen Einflusse der welschen Kunstblüte, deren Zierlichkeit, Wohllaut und Anmuth einen hinreißenden Eindruck auf die an rohere Kost gewöhnten Engländer machte. Nachahmung ist in solchen Perioden stets die Frucht der Bewunderung, und durch Nachahmung und Uebersetzung gewannen die Italiäner auch über diejenigen Herrschaft, welche der fremden Sprache selbst nicht mächtig waren. Bald waren die poetischen Formen Toscanas in der englischen Literatur eingebürgert, und mit den Formen drangen der Stil, die Stoffe und die Empfindungsweise der Südländer ein. Namentlich das Sonett erfreute sich einer außerordentlichen Beliebtheit. Nicht allein die Dichter von Profession, sondern auch vornehme Dilettanten wetteiferten miteinander, diese kleinen vierzehnzeiligen Poemata zu componiren und in der Fassung ihrer Reime den Edelstein irgendeines mehr oder minder sinnreichen Gedankens spielen zu lassen. Das Thema der Liebe ward in Sonetten tausendfältig variirt, und jede neue glückliche Wendung, jeder beredte Ausdruck des Affects, jede gelungene

epigrammatische Pointe ward von den Freunden solcher Poesie mit jenem Gusto genossen, mit welchem Liebhaber sich an den Vorzügen einer feingeschnittenen Camee weiden. In den gebildeten Kreisen gingen solche Sonette von Hand zu Hand, wie der Tag sie erzeugt hatte; nur in einzelnen Fällen wurden sie gedruckt, und dann häufig erst jahrelang nach ihrem Entstehen und oft ohne Mitwirkung der Verfasser. Daß aber die letzteren für den Inhalt der Sonette persönlich irgendwie verantwortlich seien, das fiel niemandem ein. Man nahm die Gedichte als Kunstproducte hin, die mit dem wirklichen Leben in gar keinem oder jedenfalls doch nur in höchst äußerlichem Zusammenhange ständen. Daher fand man es denn auch nicht im mindesten anstößig, wenn verheirathete Poeten die glühendsten Gefühle für andere Damen als ihre Ehefrauen in Reime brachten, oder gar, wie der von Delius angeführte Richard Barnefield, die Schönheit des jungen Ganymedes in leidenschaftlicher Weise feierten und dessen Sprödigkeit beklagten. Man dachte sich bei derartigen Nachahmungen virgilischer oder horazischer Motive so wenig etwas Arges, daß der genannte Barnefield z. B. seine Sonette einer Dame widmete.

Einer der beliebtesten Sonettendichter jener Zeit war Samuel Daniel, dessen Gedichte 1592 unter dem Titel „Delia" im Drucke erschienen. Daß die „Delia" auf Shakespeare anregend gewirkt haben muß, leuchtet bei oberflächlichster Betrachtung ein. Form, Stil, Vortragsweise, Verwendung der Metaphern, alles hat die unverkennbarste Aehnlichkeit mit den Sonetten Shakespeare's, und nur durch höheren poe-

tischen Schwung, größere Gedankentiefe, täuschenderen Schein der Leidenschaft ragen die letzteren weit über ihre Vorbilder hervor. Seinerseits auf diesem aristokratischen Gebiete sich zu versuchen und hervorzuthun, dazu lag für Shakespeare, namentlich in den Anfängen seiner londoner Laufbahn, der Antrieb um desto näher, je weniger er nach den damals gäng und geben Ansichten erwarten durfte, durch seine Dramen sich einen dauernden Platz in der eigentlichen Literatur seines Landes zu erringen. Dramen gewährten damals im Grunde keinen Anspruch auf literarische Stellung; sie wurden geschrieben um gespielt zu werden, und es ist bekannt, daß Shakespeare von den seinigen kein einziges selbst hat drucken lassen, während er seine erzählenden Gedichte nicht allein in den Druck gab, sondern auch noch unter den besondern Schutz des Grafen Southampton stellte. Daß er die Sonette ihrem Schicksale überließ, ist nicht auffallend, wenn man bedenkt, daß sie schwerlich in einem Zuge entstanden, wie „Lucrezia" oder „Venus und Adonis", und daß, als sie zu einer größern Sammlung angewachsen waren, der Dichter durch seine Thätigkeit für die Bühne jenen untergeordneten Erzeugnissen seiner Muse rasch sich entfremden mochte, wie er ja auch nie wieder zur erzählenden Dichtung, ungeachtet der errungenen Erfolge, zurückgekehrt ist.

Wir haben gesehen, daß Shakespeare lediglich der poetischen Tradition folgte, indem er in den Sonetten die verschiedenen Phasen einer zärtlichen Empfindung in der ersten Person redend einführte, und daß er auch im Stil und in der Behandlung des Stoffs die einmal

acceptirten, mehr oder weniger raffinirten, conventionellen Regeln des Sonetts beachtete. Aber die Eigenthümlichkeit seines Geistes bricht trotzdem überall durch, und schon die Wahl seiner Themata trägt, wenngleich die letzteren im allgemeinen dem gewöhnlichen Gedankenkreise der sonettischen Dichtung angehören, das Gepräge einer Phantasie, die selbst im Gewöhnlichen originell sich bewegt. Die Seelenzustände, in die er sich zu vertiefen weiß, haben fast alle den Reiz eines innerlichen dramatischen Conflicts, oder sie fesseln durch die dämonische unwiderstehliche Gewalt der Leidenschaft, als deren willenloses Opfer der Sprechende erscheint. Es tauchen tiefe Probleme auf, unter ihnen auch solche, welche Shakespeare nicht blos vorübergehend beschäftigt, sondern ihn noch lange während seines dramatischen Schaffens festgehalten haben. Dieser Umstand ist äußerst bedeutsam für die Erkenntniß der wirklichen Bedeutung der Sonette als eines Widerhalls der Gedanken, die des Dichters Seele wenigstens von Zeit zu Zeit erfüllten. Dahin gehört namentlich das Thema der Freundschaft, das in den Dramen Shakespeare's eine so bedeutende Rolle spielt. Dort finden wir manches, was in den Sonetten anklingt, in einer Handlung veranschaulicht wieder, in den Sonetten also gleichsam den Keim dessen, was später zu einer runden Bühnengestalt heranreifte. Die rührende Macht einer Neigung, welche im Stande ist die Starrheit der menschlichen Eigenliebe in vollständige Selbstverleugnung und uneigennützige Opferwilligkeit umzuschmelzen, hat Shakespeare später in seinem „Kaufmann von Venedig" mit

sichtlicher Herzensantheilnahme ausgemalt; dort, wie in den Sonetten, ist der selbstvergessene Freund der ältere, stille und nachdenkliche Mann, voll Nachsicht für die jugendlichen Ausschreitungen des ihm theuren glänzenden Jünglings, und selbst der in den Sonetten hin und wieder betonte Unterschied des Ranges zwischen den beiden Freunden ließe sich vielleicht in dem Kaufmann Antonio und dem ritterlichen Bassanio wiedererkennen. Den schwärmerischen Freund, der Leib und Leben in die Schanze schlägt, weil er es nicht ertragen kann, getrennt von dem theuren Gegenstande seiner Neigung zu existiren, treffen wir in „Was ihr wollt" wieder, seinem venetianischen Namensgenossen in manchen Zügen ähnlich, nur demonstrativer und leidenschaftlicher. Endlich zeigt uns Valentin in den „Beiden Veronesern" die Freundschaft, welche selbst die sittliche Schlechtigkeit des Freundes und dessen treuloser Eingriff in das Heiligthum der Liebe nicht in Haß und Feindschaft zu verwandeln vermögen. Man sieht, daß das Thema Shakespeare lebhaft interessirte; liegt es da fern anzunehmen, daß er es auch in Sonetten, als diese Kunstform sich ihm äußerlich, gleichsam durch die poetische Mode aufdrängte, variirte?

Ganz ähnlich ist das Verhältniß zwischen denjenigen Sonetten, in denen er die Schönheit des Freundes preist und um deren Vergänglichkeit sich besorgt zeigt, zu dem längeren erzählenden Gedicht „Venus und Adonis", nur daß hier von einer Herzensantheilnahme weniger als von einer übereinstimmenden Richtung der Phantasie die Rede ist. In dem erzählenden Gedichte legt er das Entzücken über die jugend-

frische Schönheit des Knaben und den Kummer über deren bevorstehenden Verlust der Liebesgöttin selbst in den Mund, und er leiht ihr die nämlichen Gedanken, ja dieselben Worte und rhetorischen Wendungen, die in den Sonetten vorkommen. Die Aehnlichkeit springt so in die Augen, daß einige Ausleger gemeint haben, die Sonette 1—19 seien nichts anderes als ein Versuch, die Adonissage in Sonettenform zu behandeln, was freilich allzu weit gehen heißt, immer aber der Wahrheit viel näher bleibt als die — man kann nicht anders sagen als philiströse — Annahme, diese Sonette seien ernstgemeinte, an einen Pair von England gerichtete Ermahnungen, sich zu verheirathen. Von Heirathen ist in denselben überhaupt nirgend die Rede; statt der Argumente, welche man anwenden würde, um einem jungen Edelmanne die Reize häuslichen Glücks anlockend zu machen, wird immer nur auf die Erhaltung und Verjüngung der verblühenden Schönheit hingewiesen; der ganze Ton, die poetische Atmosphäre der Gedichte versetzen uns in das mythische Arkadien, in dem Schönheit, Jugend und Liebe ein von bürgerlichen Einrichtungen unabhängiges Dasein führen, und in diesem Sinne hat man mit Recht die virgilischen Schäfergedichte, die schon früh in England nachgeahmt wurden, mit den ersten neunzehn Sonetten unserer Sammlung in Beziehung gebracht, so wenig sie sonst mit ihnen gemein haben. Der Gedanke, welcher in ihnen von allen Seiten beleuchtet wird, daß die Schönheit nämlich nicht sich selbst gehöre, sondern der Welt, und daß sie verpflichtet sei, sich zu erhalten durch Erneuerung in schönen

Kindern, kehrt in Shakespeare's Dramen, wie in „Venus und Adonis" so häufig und in so gleichartiger Weise wieder, daß man sieht, auch in diesem Falle war das Sonett nur das erste Gefäß, in welches die dichterische Phantasie zu ergießen eilte, was in ihr lebte und webte.

Wenn man unbefangen und mit einiger Kenntniß der in Vorstehendem skizzirten literargeschichtlichen Momente die Sonette liest, so wird man in ihnen zum Aergerniß nicht viel Anlaß finden. Freilich wird man auf den Genuß verzichten müssen, in diesen Gedichten die Seelengeheimnisse des Dichters zu belauschen; man kommt durch sie dem Menschen Shakespeare nicht näher als durch das Studium seiner Dramen. Denn die Sonette sind ebenso wie die Dramen „objective Poesie", um im Jargon der Schule zu reden. Sie offenbaren nichts von den Leidenschaften, den Schwächen, den Verirrungen und Kämpfen des Mannes, sondern sie beurkunden nur, wie die Dramen es in verzehnfachtem Maßstabe thun, die Kunst des Dichters, jede Regung des menschlichen Herzens mit ihrer eigenen Stimme reden zu lassen, seinen Tiefsinn in der Anschauung der Welt, sein empfängliches Gefühl für die Wunder des Daseins. Pikanter wäre es vielleicht, wenn diejenigen recht hätten, welche meinen, Shakespeare habe in den Sonetten sich selbst, die verborgensten Falten seines Herzens gezeigt; aber wer den Dichter liebt, kann sich nur freuen, daß diese Meinung völlig grundlos ist. Denn sie ist gleichbedeutend mit der Behauptung, daß der größte Dichter der schwächste, haltloseste Mensch gewesen sei.

Sonette.

1.

Von allem Holden wünschen wir Vermehrung,
Daß so der Schönheit Rose nie vergeh',
Und wann sie reift und welkt, aus der Verheerung
Ein zarter Erbe ihres Ruhms ersteh'.
Doch du, gebannt an eigne Augenpracht,
Mit eignem Brennstoff deine Flamme nährend,
Schaffst eine Hungersnoth, wo Fülle lacht,
Selbstmörderisch dein süßes Selbst verzehrend.
Du, jetzt der Welt Zierath und Meisterstück
Und einz'ger Herold aller Frühlingsreize,
Begräbst in deiner Knospe selbst dein Glück,
Und, lieber Geizhals, machst bankrott im Geize.
Erbarm' der Welt dich, schlinge nicht hinab
Das Eigenthum der Welt, du und das Grab.

2.

Wann vierzig Winter erst dein Haupt berennen
Und in der Schönheit Plan Laufgräben ziehn,
Wer wird dein Jugendstaatskleid dann noch kennen,
Und den zerfetzten Rock, wer achtet ihn?
Befragt alsdann: „Wo blieb all deine Zier?
Wo deines Frühlings stolzes Eigenthum?“
Zu sagen: „In den hohlen Augen hier“,
Wär' allverzehr'nde Schmach und Bettelruhm.
Ruhm ist, wenn du als wuchernder Verwalter
Der Schönheit sprechen kannst: „Dies feine Kind
Macht meine Rechnung quitt, entschlägt mein Alter“;
Es erbt ja Reize, die dein eigen sind.
Das hieß' im Alter neue Jugend finden,
Zugleich dein Blut warm sehn und kalt empfinden.

3.

Schau' in den Spiegel, sprich zu deinen Zügen:
„Nun ist es Zeit euch selbst zu conterfein.“
Versäumst du das, wirst du die Welt betrügen,
Und unbeglückt wird eine Mutter sein.
Denn welcher Schönsten ungepflügter Schooß
Würd' es verschmähn, von dir bestellt zu werden?
Und welcher Thor wär' gern ein Grabmal bloß
Der eignen Selbstlieb', ohne Frucht auf Erden?
Wie du ein Spiegel deiner Mutter scheinst,
Der ihren holden Mai ihr ruft zurück,
So siehst du durch des Alters Fenster einst
Trotz Runzeln dieser Tage goldnes Glück.
Doch wenn du lebst und schaffst kein Denkmal dir,
Stirb einsam, und dein Bild stirbt hin mit dir.

4.

Leichtsinn'ge Lieblichkeit, was wendest du
Nur an dich selbst der Schönheit reich Legat?
Natur verschenkt nicht, leiht nur, und wozu?
Daß Gutes thue, wem sie Gutes that.
Drum, holder Geizhals, wie misbrauchst du nun
Den goldnen Schatz, den sie dir gab zum Geben?
Zinsloser Wuchrer, Summen zu verthun
In solcher Summ', und kannst gleichwol nicht leben!
Denn weil du Handel treibst mit dir allein,
Mußt du dich selbst ums süße Selbst betrügen.
Wann nun Natur dich abruft aus dem Sein,
Wie kann dein Rechnungsschluß dann wol genügen?
Dein ungenutzter Reiz verwest mit dir;
Nutz' ihn, so lebt er, dein Vollstrecker hier.

5.

Die Stunden, die mit leiser Kunst es woben,
Das Wunderbild, das jedes Aug' entzückt,
Werden sich als Tyrannen dran erproben
Und das entschönen, was nun Schöne schmückt.
Denn rastlos schleppt die Zeit den Sommer weiter
Ins Wintergraun und bringt ihn da zu Fall;
Saft starr vor Frost, verschwunden Laub und Kräuter,
Schönheit verschneit und Kahlheit überall.
Dann, wenn Essenz des Sommers nicht bestände,
Flüss'ger Gefangner in krystallner Haft,
Die Frucht der Schönheit mit der Schönheit schwände,
Und kein Gedächtniß rühmte ihre Kraft.
Gepreßte Blumen aber, mag ihr Glanz
Verblühn im Winter, süß bleibt die Substanz.

6.

Sorg' denn, daß deinen Sommer nicht verschände
Des Winters Faust, eh' du gekeltert bist;
Mach' irgendein Gefäß süß durch die Spende
Der Schönheit, eh' sie selbst-getödtet ist.
Solch Wuchern heißt nicht die Gesetze beugen,
Wo es den Borger so beglückt wie deins;
Es heißt für dich ein andres Du erzeugen,
Ja zehnmal glücklicher, wenn zehn für eins.
Zehnmal du selbst wär' glücklicher als du,
Wenn zehn der Deinen zehnmal dich erneuern;
Dann fügte selbst der Tod kein Leids dir zu,
Der ja dich leben läßt in deinen Theuern.
Sei nicht verstockt; du bist zu schön zu sterben,
Ein Raub des Todes, Würmer deine Erben.

7.

Sieh, wann im Ost das gnadenreiche Licht
Sein Flammenhaupt erhebt, zu ihm sich kehrend
Grüßt jedes Auge dann sein Angesicht,
Die heil'ge Majestät mit Blicken ehrend.
Und wann es steil des Himmels Höh' gewann,
Noch starker Jugend gleich in seiner Mitte,
So betet noch die Welt das Wunder an,
Und Staunen folgt dem goldnen Pilgerschritte.
Doch wann ermattet sein Gespann sich senkt
Und westwärts schwankt wie schwache Greisenzeit,
Dann wird der Blick der Ehrfurcht abgelenkt
Von solcher tiefen Bahn und schaut beiseit.
So du, wann deine Mittagsstund' entflohn,
Stirbst unbestaunt, du zeugst denn einen Sohn.

8.

Musik dem Ohr, wie kann Musik dich schmerzen?
Nie haßt das Süße Süßes, Lust liebt Lust.
Liebst du, was du aufnimmst mit schwerem Herzen?
Nimmst du Verhaßtes auf mit leichter Brust?
Ist Eintracht reiner Töne, echte, volle,
Vermählt im Einklang, deinem Ohr verhaßt,
So schmählt sie nur dich sanft, weil du die Rolle
Einsam verdirbst, die du zu spielen hast.
Horch, wie zwei liebe Gatten, Ton und Ton,
Durch ein Gesetz all' ineinander klingen,
Aehnlich wie Vater, frohe Mutter, Sohn,
Die, alle eins, ein lieblich Stückchen singen.
Ihr wortlos Lied, aus vielen scheinbar eins,
Singt dies für dich: „Wer eins nur ist, wird keins."

9.

Verzehrst du so dich selbst in led'gem Leben,
Weil dir vor künft'gen Witwenthränen graut?
Ach, wenn du hinstirbst ohne Frucht zu geben,
Dann härmt die Welt sich als verlassne Braut.
Die Welt wird deine Witwe sein und weinen,
Weil du von dir kein Bild ihr hinterläßt,
Wo jede Witwe sonst in ihren Kleinen
Ein Bild des Gatten hat und hält es fest;
Sieh, was Vergeuder in der Welt verschwenden,
Das bleibt der Welt und wechselt nur den Platz;
Doch Schönheit, wenn vergeudet, muß hier enden,
Und, ungenutzt, zerrinnt nutzlos ihr Schatz.
Der hat kein Herz, das andre Herzen liebt,
Wer an sich selbst so tödlich Schmach verübt.

10.

O Schmach! gesteh es nur, du liebest keinen;
Gleichgültig bist du ja dir selbst sogar;
Dich lieben viel', ich will es nicht verneinen,
Doch daß du niemand liebst, ist sonnenklar.
So mörderischer Haß besitzt dich ganz,
Daß wider dich du dich verschwörst und rüstest
Und willst zerstören jenes Hauses Glanz,
Das zu erneun du innig trachten müßtest.
O wandle dich, daß auch mein Schmerz sich wandle!
Soll Liebe schlechter wohnen als der Haß?
Wie dein Gesicht ist, hold und freundlich, handle;
Sei freundlich mit dir selbst, wenn auch nur das!
Schaff dir ein andres Du, zu Liebe mir,
Daß Schönheit leb' im Dein'gen oder dir.

11.

So schnell du welken wirst, so schnell gedeihst
Du in den Deinen, wachsend wie du scheidest;
Das frische Blut, das jung du andern leihst,
Bleibt dein, wann du der Jugend dich entkleidest.
Darin lebt Weisheit, Schönheit, Fruchtbarkeit;
Daraußen Thorheit, Alter und Verfall;
Dächt' alles so, dann endete die Zeit,
Leer würd' in sechzig Jahren dieser Ball.
Wen die Natur nicht schuf zur Früchtezier,
Starr, formlos, roh, der geh' fruchtlos zu Grabe;
Sieh, vielen gab sie viel, mehr gab sie dir:
Freigebig also pfleg der freien Gabe.
Sie schnitt zu ihrem Siegel dich und wollte,
Daß mehr es prägen, nicht zerbrechen sollte.

12.

Zähl' ich den Glockenschlag, der Stunden mißt,
Und seh' den stolzen Tag in Nacht versinken,
Schau' ich das Veilchen nach der Blütenfrist
Und Rabenlocken, die versilbert blinken;
Seh' ich den Waldbaum um sein Laub gekürzt,
Der sonst die Herde vor der Glut bewahrte,
Und Sommers Grün, in Garben hochgeschürzt,
Auf Bahren ruhn mit weißem Stachelbarte:
Dann über deine Schönheit grübel' ich,
Daß du hinab mußt in der Zeit Verderben;
Denn Reiz und Schönheit läßt sich selbst im Stich
Und eilt, so rasch wie Neues wächst, zu sterben.
Nichts hält die Sense fern von deinem Haupt
Als Saat, die stehn bleibt, wann die Zeit dich raubt.

13.

Wärst du dein eigen! Aber, Freund, du bist
Nicht länger dein, als du hier selber lebest.
Gut wär's, wenn du, bedacht auf jene Frist,
Dein lieblich Abbild einem andern gäbest.
So käm' die Schönheit, die du trägst zu Lehn,
Niemals zum Heimfall; wann dein Leben wiche,
Du würdest wie du bist doch fortbestehn,
Wenn deine holde Frucht dir Holdem gliche.
Wer läßt verfallen ein so köstlich Haus,
Das Klugheit leicht in Ehren sicherstellte
Vor winterlicher Tage Sturm und Braus
Und nacktem Grimm der ew'gen Todeskälte!
O Freund, an deinen Vater denk' zurück,
Und gönn' auch deinem Sohn ein gleiches Glück.

14.

Ich hole nicht mein Urtheil von den Sternen,
Und meine doch, auch ich versteh' die Kunst.
Zwar kann ich nichts aus den Gestirnen lernen
Von Seuchen, Miswachs und der Stunden Gunst,
Noch auch, was komme, auf Minuten sehn,
Wie viel auf jede Donner, Regen, Winde,
Noch sagen, wie es Fürsten wird ergehn,
Nach jener Schrift, die ich am Himmel finde.
Aus deinen Augen schöpf' ich meine Kunde;
Sie — treue Sterne — haben mich gelehrt:
„Wahrheit und Schönheit werden blühn im Bunde,
Wann du von dir zum Mehren wirst bekehrt.“
Sonst aber les' ich dies: „Dein Ende droht
Der Wahrheit und der Schönheit auch den Tod.“

15.

Seh' ich, wie alles, was da wächst und steigt,
Nur kurze Zeit in der Vollendung währt;
Wie diese Welt uns nur Schaubilder zeigt,
Vom mystischen Einfluß der Gestirn' erklärt;
Merk' ich, daß Menschen sich wie Pflanzen mehren,
Belebt vom selben Himmel und gehemmt,
Erst stolz im jungen Saft, dann sich verzehren,
Bis die Vergessenheit hinweg sie schwemmt:
Dann führt der Blick auf dies beständ'ge Wandeln
Dich, reich an Jugend, vor mein Angesicht,
Um den die Zeit und der Verfall schon handeln,
Wie Nacht verschlingen soll dein junges Licht;
Und kämpfend mit der Zeit in steter Treu',
Wie sie dir etwas nimmt, pfropf' ich dich neu.

16.

Doch warum führst du nicht mit stärkern Waffen
Krieg wider diese Erztyrannin Zeit.
Und suchst dir bessre Schanzen im Erschlaffen
Als dir mein unfruchtbar Gedicht verleiht?
Noch stehst du auf dem Gipfel froher Tage,
Und manches noch jungfräuliche Gefild
Wünscht, daß es dir lebend'ge Blumen trage,
Dir ähnlicher als dein gemaltes Bild.
So durch des Lebens Züg' erneu' das Leben;
Kein Meisterpinsel, noch mein Schülerstift
Kann, wie du selber lebst, dich wiedergeben,
Schönheit und Tugend, die kein Maler trifft.
Gib dich hinweg, daß du dich nicht verlierst,
Und leb', indem du lieblich dich copirst.

17.

Wer würd' ein gläubig Ohr den Versen leihn,
Wollt' ich mit deinem höchsten Werth sie füllen?
Obwol, weiß Gott, sie wie ein Leichenstein
Dein Leben ganz, halb dein Verdienst verhüllen.
Könnt' ich die Schönheit deiner Augen schreiben,
Mit deinen Zierden zieren mein Gedicht,
Die Nachwelt spräche: „Dichter übertreiben;
So himmlisch schön ist Erdenschöne nicht."
Man würde die vergilbten Blätter schelten
Wie alter Leute freche Fabelei,
Die Wahrheit würd' als Dichterwahnsinn gelten,
Als schwülst'ger Stil altmodischer Reimerei.
Doch lebt alsdann dein Sohn, so lebst du fort,
Zweimal: durch ihn und durch mein Dichterwort.

18.

Vergleich' ich dich mit einem Sommertage?
Er ist so lieblich nicht und so gelind;
Der Sturm zerzaust des Maien Blütenhage
Und allzubald des Sommers Pracht verrinnt.
Oft strahlt zu heiß des Himmels Aug' hernieder,
Und manchmal ist sein Goldblick trübe nur,
Und jede Schönheit weicht vom Schönsten wieder
Durch Zufall oder Wandel der Natur.
Nie aber wird dein ew'ger Sommer schwinden,
Noch jene Schönheit missen, die du hast;
Nie wird der Tod im Schattenreich dich finden,
Wann dich die Zeit in ew'ge Verse faßt.
Solang noch Menschen athmen, Augen sehn,
Lebt dies und gibt dir Leben und Bestehn.

19.

Gefräß'ge Zeit, mach' stumpf des Löwen Tatze,
Die Erd' ein Grab all ihrer süßen Brut;
Brich aus den scharfen Zahn der Tigerkatze;
Verbrenn' den Phönix in dem eignen Blut.
Mach', wie du fliehst, die Tage süß und bitter;
Thu, was du willst, schnellfüßige Göttin, hier
Der weiten Welt und ihrem flücht'gen Flitter;
Nur eins, die ärgste That, verbiet' ich dir:
Auf seine schöne Stirn grab nicht die Stunden;
Schreib Zeilen nie mit eh'rnem Stift darauf;
In deinem Laufe heb ihn frei von Wunden
Als Schönheitsmuster künft'gen Menschen auf.
Nein, Alte, thu dein Aergstes ihm zuwider,
Er lebt doch ewig jung durch meine Lieder.

20.

Ein weiblich Antlitz hat dir eigenhändig
Natur gemalt, Herr=Herrin meiner Liebe;
Ein weiblich sanftes Herz und doch beständig,
Frei von der Weiber flatterhaftem Triebe;
Augen wie ihre hell, doch treuer funkelnd,
Vergoldend jedes Ding, worauf sie schauen,
An Farb' ein Mann, die Farben all' verdunkelnd,
Der Männern stiehlt ihr Aug', ihr Herz den Frauen.
Und als ein Weib wärst du zur Welt gekommen;
Doch die Natur, sich in ihr Werk vergaffend,
Hat durch Zuvielthun mir dich weggenommen,
Dir etwas, was mir nichts ist, anerschaffend.
Wohl, sollst du Weibern denn zur Wonne dienen,
Gib deine Liebe mir, den Nießbrauch ihnen.

21.

Ich bin nicht wie die Muse, die nur immer
Gemalte Schönheit zum Gesange drängt,
Die selbst den Himmel braucht zu Putz und Schimmer
Und jedes Schön' an ihre Schöne hängt,
Zusammenjochend prunkende Vergleiche,
Mond, Sonn' und Erd' und Schätz' im Meeressand,
Die Erstlinge des Mai und alles Reiche,
Was Himmels Luft mit weitem Rund umspannt.
O laßt mich schreiben wie ich lieb', in Wahrheit,
Und glaubt mir dann, mein Liebstes ist so schön
Wie je ein Erdenkind, doch nicht an Klarheit
Den goldnen Kerzen gleich in Himmelshöhn.
Mehr sage wer nur liebt nach Hörensagen;
Ich preise nicht; ich hab' nichts loszuschlagen.

22.

Nie glaub' ich meinem Spiegel, ich sei alt,
Solang die Jugend noch dein Zeitgenoß;
Doch wann du Furchen zeigst, weiß ich alsbald,
Daß Tod die Rechnung meines Lebens schloß.
Denn all die Schönheit, die du trägst an dir,
Ist ja nur meines Herzens schmuckes Kleid;
Meins wohnt in deiner Brust wie deins in mir;
Wie wär' ich älter da als deine Zeit?
Drum hüte du, mein Lieb, dich selbst so achtsam,
Wie ich's — für dich, nicht meinethalben — thu',
Und trag das Herz im Busen fein bedachtsam,
Wie eine Amm' ihr Kind in sichrer Ruh'.
Denn bricht mein Herz, darfst du an deins nicht denken;
Das gabst du mir, und nicht zum Wiederschenken.

23.

Wie auf der Bühn' ein schwacher Spieler thut,
Den seine Angst aus seiner Rolle bringt;
Wie ein ergrimmtes Thier, zu voll von Wuth,
Das schwach wird, weil es zu gewaltig ringt:
So, ohne Selbstvertraun, vergess' auch ich
Des Liebescultus Formeln recht zu sagen,
Und meiner Liebe Macht ermattet mich,
Daß ihre Last zu schwer mir wird zu tragen.
O sei mein Buch denn meine Redekunst,
Stumm deutend, was mein sprechend Herz begehrt:
Es hofft Belohnung, wirbt um Liebesgunst,
Mehr als der Mund, der mehr hat mehr erklärt.
O lesen lern', was stumme Liebe schreibt;
Mit Augen hört, wer Liebe fein betreibt.

24.

Mein Aug' ist Maler worden, und es bannt
Auf meines Herzens Grund dein Conterfei;
Der Rahmen ist mein Leib, der es umspannt,
Und Optik ist die beste Kunst dabei;
Denn durch den Maler nur kannst du es sehn,
Wo dein getreues Abbild hängt gemalt,
In meines Busens Werkstatt nur, in den
Als Fenster dein krystallnes Auge strahlt.
Nun sieh, wie Aug' um Aug' verdient sich macht:
Meins malte deine Form, und deins für mich
Ist Fenster meiner Brust, und gerne lacht
Die Sonne drein und sucht da drinnen dich;
Nur daß dem Aug' ein Schmuck der Kunst gebricht:
Es malt nur, was es sieht; Herz kennt es nicht.

25.

Laß die, so in der Gunst der Sterne stehn,
Mit Titelprunk sich blähn und lauter Ehre,
Ich, fern von solchem Glanz, will ungesehn
An dem mich freun, was ich zumeist verehre.
Der Fürsten Liebling spreizt sein schmuckes Laub
Nur wie die Ringelblum' im Licht der Sonnen,
Und in ihm selbst zerfällt sein Stolz in Staub;
Ein finstrer Blick, so ist sein Glanz zerronnen.
Der narb'ge Held, berühmt durch manchen Strauß,
Wenn er auf tausend Sieg' einmal verlor,
So löscht man ihn im Buch der Ehren aus;
Vergessen wird, wie er gekämpft zuvor.
Drum glücklich ich! Ich lieb' und bin geliebt,
Wo ich nie wank' und nichts beiseit mich schiebt.

26.

Herr meiner Liebe, der durch Tugend mich
In Huldigung und Lehnspflicht hält gebunden,
Geschriebne Botschaft send' ich hier an dich,
Um Huldigung, nicht Kunst dir zu bekunden.
So große Huldigung, daß meine Kunst
Zu arm ist, sie zu zeigen recht in Worten;
Drum scheint sie nackt; doch du mit lieber Gunst
Thust wol der nackten auf des Herzens Pforten;
Bis einst der Stern, der meinen Pfad regiert,
Mir hold mit günstigem Aspecte steigt
Und stattlich mein zerlumptes Lieben ziert
Und deiner theuern Huld mich würdig zeigt.
Dann darf ich kühn von meiner Liebe zeugen;
Jetzt muß mein Haupt, wo du mich prüfst, sich beugen.

27.

Von Mühsal matt such' ich mein Lager auf,
Die süße Rast für reisemüde Glieder;
Doch nun beginnt im Kopf ein Pilgerlauf;
Der Körper ruht, der Geist arbeitet wieder.
Denn mein Gedank' aus dieser Ferne zieht
Auf brünst'ge Wallfahrt aus, zu dir zu gehen,
Und öffnet weit mein schweres Augenlid,
Aufs Dunkel blickend, das die Blinden sehen.
Nur führet dann der Seele innres Schauen
Dein Schattenbild vor mein schaulos Gesicht,
Das wie ein Kleinod glänzt in Nacht und Grauen,
Die alte Nacht jung macht und Dunkel licht.
So wird mein Leib am Tag, mein Geist bei Nacht
Durch dich und mich um seine Ruh' gebracht.

28.

Wie soll ich denn wol wieder fröhlich werden,
Da mir des Ruhens Wohlthat bleibt verwehrt,
Da nie die Nacht wegnimmt des Tags Beschwerden,
Da Nacht den Tag und Tag die Nacht beschwert?
Die beiden, die doch sonst sich nie vertragen,
Schütteln die Hand sich zur Tortur an mir,
Der Tag mit Wandern und die Nacht mit Klagen,
Wie fern ich wandre, ferner stets von dir.
Dem Tage schmeichl' ich vor, wie deine Pracht
Ihn schmücke, wann Gewölk am Himmel dunkle;
So schmeichl' ich auch der schwarzwangigen Nacht,
Du sei'st ihr Kleinod, wann kein Sternchen funkle;
Doch täglich macht der Tag mein Leiden länger,
Nächtlich die Nacht die bange Trauer bänger.

29.

Wann ich, verachtet von Geschick und Welt,
Einsam mein ausgestoßnes Los beklage,
Und schrei' umsonst zum tauben Himmelszelt,
Und schau' mich an und fluche meinem Tage,
Und wünsche, daß ich wie ein andrer wäre,
So hoffnungsreich, so schön, befreundet so,
Und dieses Kunst und jenes Macht begehre,
Des eignen Köstlichsten am mind'sten froh:
Wann so ich selbst mir fast verächtlich werde,
Da denk' ich dein, und dann steig' ich empor
Der Morgenlerche gleich von dumpfer Erde
Und singe Hymnen an des Himmels Thor;
Denn deiner Lieb' Andenken macht so reich,
Daß ich mein Los nicht tausch' um Kron' und Reich.

30.

Wann vor den Richtstuhl stiller süßer Trauer
Ich lade Schatten der Vergangenheit,
Da seufz' ich wol um Träume flücht'ger Dauer,
Neu schmerzt der alte Schmerz verlorner Zeit.
Da strömt mein Auge, ungewohnt zu fluten,
Um theure Freund', in ew'ge Nacht gebannt,
Weint frisch um längst getilgte Liebesgluten,
Manch schwer erkauftes Bild, das längst verschwand;
Da plag' ich mich mit einst bestandnen Plagen
Und überzähle bang von Qual zu Qual
Die Leidensrechnung einst geklagter Klagen
Und zahl' die längst gezahlte noch einmal;
Doch denk' ich dein, o Freund, dann ausgeglichen
Sind die Verlust' und aller Schmerz entwichen.

31.

Die Herzen leben all' in deiner Brust,
Die ich für todt hielt, weil getrennt von ihnen,
Und da thront Lieb' und alle liebe Lust
Und alle Freunde, die begraben schienen.
Wie manche fromm andächt'ge Thräne stahl
Der Gram der Liebe mir als Todtengabe;
Nun find' ich meine Todten allzumal
Verwahrt in dir, wie weggeschlossne Habe.
Du bist das Grab, wo die Begrabnen leben,
Behängt mit den Trophä'n der theuern Schar,
Die all ihr Theil an mir dir hat gegeben;
Nur dein ist heut, was vieler Anrecht war.
All meiner Lieben Bild schau' ich in dir,
Und du — sie alle — bist all alles mir.

32.

Wenn du den guten Tag wirst überleben,
Wo mein Gebein der Tod in Staub verschließt,
Und dann, was dir dein armer Freund gegeben,
Dies schlichte Lied, du einmal wiederliest;
Ob auch die feinre Kunst der Zeit dagegen
Weit heller strahlt, verwahre doch die Schrift
Um meiner Liebe, nicht der Verse wegen,
Die größrer Meister Höhe übertrifft.
O gönne dann dies Wort der Liebe mir:
„Wüchs' unsers Freundes Mus' in unsern Zeiten,
Wir hätten wol ein schönres Kind von ihr,
In stolzern Reihen würdig mitzuschreiten;
Doch da er starb und Dichter besser schrieben,
Les' um den Stil ich sie, ihn um sein Lieben."

33.

Den lichten Morgen hab' ich oft gesehn
Die Bergeshöhn mit Königsaugen grüßend,
Mit Himmelskunst vergüldend blasse Seen,
Mit goldnem Antlitz grüne Wiesen küssend;
Dann, wie er schnödestem Gewölk erlaubte
Schwarz über seine Götterstirn zu ziehn,
Daß ungesehn er mit verhülltem Haupte
Zum Gram der Welt gen Westen mußt' entfliehn.
So schien einmal auch meine Sonn' am Morgen
Auf meine Stirn mit triumphir'ndem Schein;
Jetzt hat Gewölk sie ganz vor mir verborgen,
Und ach, nur eine Stunde war sie mein.
Doch grollt mein Herz nicht: warum sollten nicht
Erdsonnen dunkeln wie des Himmels Licht?

34.

Weshalb versprachst du solchen schönen Tag
Und locktest ohne Mantel mich ins Feld,
Wo bös Gewölk mich nun ereilen mag,
Das deinen Glanz mit eklem Qualm entstellt?
O, nicht genügt, daß du die Wolke theilst
Und trocknest mein vom Sturm gepeitscht Gesicht:
Wenn du die Wund' und nicht die Schande heilst,
So rühmt der Kranke deinen Balsam nicht.
Mein Schmerz genest auch nicht durch deine Scham;
Ob du bereust, bleibt der Verlust doch mein;
Nur schwachen Trost bringt des Beleid'gers Gram
Dem, der beleidigt trägt das Kreuz der Pein.
Doch, o die Thräne deiner Lieb' ist reich,
Wie Perlen sind, und löst die Schuld sogleich.

35.

O häng dem Gram um deine Schuld nicht nach;
Sturm und Verfinstrung trüben Sonn' und Mond;
Die Ros' hat Dornen, Schlamm der Silberbach,
Und garst'ger Wurm in schönsten Knospen wohnt.
Wol jeder fehlt — ich selbst jetzt, durch Vergleiche
Rechtfertigend an dir, was unrecht ist;
Durch eigne Sünde sühn' ich deine Streiche,
Dich mehr entschuld'gend als du schuldig bist.
Für deiner Sinne Fehltritt Gründ' ersinn' ich,
Dein Widersacher dient als Anwalt dir,
Und mit mir selber den Proceß beginn' ich.
Solch innern Krieg führt Haß und Lieb' in mir,
Daß ich ein Helfer sein muß ohne Wahl
Dem süßen Dieb, der bitter mich bestahl.

36.

Ich weiß, wir müssen zwei sein, du und ich,
Obschon untrennbar eins in unserm Lieben;
So will ich auch allein und ohne dich
Die Flecken tragen, die mir haften blieben.
In unsrer Liebe herrscht nur ein Betracht,
In unserm Leben herrscht entzwei'nde Tücke,
Die zwar nichts ändert an der Liebe Macht,
Doch süße Stunden raubt dem Liebesglücke.
Ich darf nicht mehr dich kennen — meine Schuld,
Die vielbeweinte, würde sonst dich schänden —,
Noch du mir Ehr' anthun mit offner Huld;
Du würdest deinem Ruf die Ehr' entwenden.
Nein, thu das nicht; weil du so lieb mir bist,
Daß, wie du mein, mein auch dein Leumund ist.

37.

Wie sich ein welker Vater froh erquickt,
Wenn stark sein Sohn die Werke übt der Jugend,
So schöpf' ich, von des Schicksals Grimm geknickt,
All meinen Trost aus deiner Treu und Tugend.
Denn ob Geburt, ob Schönheit, Reichthum, Witz,
Ob eins davon, ob all', ob andre Gabe
Gekrönt in dir einnimmt den Herrschersitz,
Ich pflanze meine Lieb' auf diese Habe.
So bin ich nicht geknickt, verachtet, matt,
Weil dieser Schatten solchen Inhalt leiht,
Daß ich, in deinem Ueberflusse satt,
Lebe vom Abglanz deiner Herrlichkeit.
Was ist das Beste? Das wünsch' ich in dir;
Den Wunsch besitz' ich: zehnfach Heil denn mir!

38.

Kann meine Muse Stoffs zu wenig haben,
Solang du lebst? Du strömst in mein Gedicht
Dein eignes Thema, lieblich und erhaben;
Dafür genügen Alltagsverse nicht.
O, dir allein muß aller Dank verbleiben,
Wenn Lesenswerthes du entdeckst in mir;
Wer ist zu stumm, dir ein Gedicht zu schreiben,
Wenn unsre Dichtkunst Licht empfängt von dir!
Die zehnte Muse sei, zehnmal so hehr
Wie jene neun, zu denen Reimer flehen,
Und wer dich anruft, Rhythmen schaffe der
Unsterblich, die in fernster Frist bestehen!
Gefällt mein Reimtand unsrer strengen Zeit,
Mein sei die Müh', das Lob sei dir geweiht.

39.

Wie kann ich schicklich deinen Werth besingen,
Da du der bessre Theil nur bist von mir?
Was kann mein eignes Lob mir selber bringen?
Und wen denn lob' ich sonst als mich in dir?
Schon dieserhalb laß uns geschieden leben,
Und unsre Lieb' entbehr' den Namen Eins;
So kann ich dir in solcher Trennung geben,
Was kein Verdienst verdient als einzig deins.
O Trennung, bittre Qual wär' ~~deine Pein~~, all dein Leid,
Nur daß ich süße Muß' in dir gewinne,
Der Liebe nachzusinnen alle Zeit,
Was süß die Zeit betrügt und meine Sinne,
Und daß du lehrst, wie eins in zwei sich theilt,
Wenn ich ihn lobe hier, der ferne weilt.

40.

Nimm all mein Liebstes, Lieber, ganz und gar;
Was hast du mehr dadurch als schon vorher?
Nicht Liebe, Lieber, Liebe treu und wahr;
All meine war ja dein vor diesem Mehr.
Liebst du denn meine Lieb' um meinetwillen,
So brauchst du meiner Lieb', und es ist gut;
Gut aber nicht, wenn du verführt durch Grillen
Das schmeckst, was du verwirfst, aus Uebermuth.
Der Diebstahl sei verziehn dem theuern Diebe,
Obschon er mir all meine Armuth stiehlt;
Und doch weiß Liebe, daß Kränkung der Liebe
Viel tiefer schmerzt als Haß, der offen zielt.
Anmuth'ge Sünd', im Freveln reizend noch,
Martre mich todt, wir bleiben Freunde doch.

41.

Die art'gen Sünden, die dein Uebermuth
Manchmal begeht, wann mich dein Herz vergißt,
Stehn deiner Schönheit, deinen Jahren gut;
Denn die Versuchung folgt dir, wo du bist.
Schön bist du: folglich wird Angriff dir drohn;
Sanft bist du: folglich kann man dich gewinnen;
Und wenn ein Weib wirbt, welches Weibes Sohn
Geht grämlich, eh' er sie erhört, von hinnen?
Ach, dennoch solltest meinen Sitz du meiden
Und schelten deine Reiz' und Jugendlust;
In ihrem Taumel führen dich die beiden,
Wo du zwiefache Treue brechen mußt:
Die ihre, weil du sie verlockst zu dir,
Die deine, weil du untreu wirst an mir.

42.

Daß du sie hast, ist nicht mein ganzer Schmerz,
Und dennoch, glaub' mir, liebt' ich sie gar sehr.
Daß sie dich hat, das quält zumeist mein Herz;
Dieser Verlust der Liebe trifft mich mehr.
So, Liebesfrevler, laßt mich euch vertheid'gen:
Du wirst sie lieben, weil ich sie geliebt,
Und sie wird mir zu Liebe mich beleid'gen;
Es ist mein Freund ja, dem sie sich ergibt.
Verlier' ich dich, mein Lieb gewinnt dabei;
Verlor ich sie, mein Freund hat sie gefunden;
Ihr zwei gewinnt, und ich verlier' euch zwei;
Zwei haben mich aus Lieb' ans Kreuz gebunden.
Zum Glücke sind wir eins, mein Freund und ich:
O Schmeicheltrost! so liebt sie doch nur mich.

43.

Mein Auge sieht am besten, wann es nickt;
Denn was es über Tag sieht, das verschmäht es;
Doch wann es schläft und dich im Traum erblickt,
Dann dunkel=helle hell im Dunkel späht es.
Du, dessen Schatte Schatten helle macht,
Wie würde deines Schattens Körper erst
Dem Tage tagen mit viel lichtrer Pracht,
Der du die Nacht durch Schatten so verklärst!
Wie selig, sag' ich, wenn ich dich erblickte,
Mit seh'nden Augen am lebend'gen Tag,
Deß holder Schatten schon mein Aug' erquickte,
Wann es in todter Nacht blind schlafend lag!
Der Tag bleibt Nacht, bis ich dich schau' dereinst;
Die Nacht wird Tag, wann du im Traum erscheinst.

44.

Wär' meines Leibs schwerfäll'ger Stoff Gedanke,
Die böse Ferne hielte nie mich hier;
Dem Raum zum Trotze, von der fernsten Schranke
Würd' ich dahin getragen, hin zu dir.
Stünd' auch mein Fuß am letzten Erdenrande,
Von dir entrückt, es läge nichts daran;
Denn der Gedanke überhüpft die Lande
Und ist am Ziel, so schnell er's denken kann.
Ach, der Gedank' ist Tod, daß kein Gedanke
Mich meilenweit dorthin trägt, wo du bist;
Ich, schwer geformt aus Erd' und Wasser, kranke
In Sehnsucht, bis die Zeit mir gnädig ist.
So schwere Elemente bringen blos
Mir schwere Thränen — Sinnbild für ihr Los.

45.

Die andern beiden, leichte Luft und Feuer,
Sind stets bei dir, wo ich auch weil' und wandre.
Erstre mein Denken und mein Wunsch das andre;
Sie lenken hin und her ihr rasches Steuer.
Wann diese flinkern Elemente fliegen,
Bei dir den Gruß des Freundes abzugeben,
Dann muß, weil es in vieren ruht, mein Leben
Mit zwei'n allein gramschwer dem Tod erliegen;
Bis dann des Lebens Mischung neu gesundet
Durch Rückkehr jener raschen zwei von dir,
Die eben jetzt dein liebes Wohl erkundet
Und kommen nun zu Haus und melden's mir.
Das hör' ich froh; doch dann, nicht länger heiter,
Send' ich sie flugs zurück und traure weiter.

46.

Mein Aug' und Herz befehden sich gar wild,
Wie sie den Kampfpreis deines Anblicks theilen:
Das Aug' entzög' dem Herzen gern dein Bild;
Das Herz misgönnt dem Auge dort zu weilen.
Das Herz erklärt, in ihm nur wohnest du,
Wo kein Krystallaug' eindring' in die Klause;
Jedoch Beklagter gibt den Satz nicht zu
Und sagt, daß all dein Reiz in ihm nur hause.
Als Schöffen sind vereint zum Richterspruch
Gedanken viel, des Herzens Kronvasallen,
Und sie entscheiden, welcher Theil und Bruch
Aufs klare Aug' und wahre Herz entfallen,
Als so: fürs Auge deine äußre Hülle,
Fürs Herz dein Herz mit seiner Liebesfülle.

47.

Mein Aug' und Herz, seitdem sie Frieden machten,
Sind sie bereit einander beizustehn,
Mag nun nach einem Blick das Auge schmachten,
Mag schier das Herz in Seufzern untergehn.
Bald wird das Aug' an deinem Bild sich laben
Und lädt mein Herz zu dem gemalten Schmaus;
Bald will das Herz zu Gast mein Auge haben
Und theilt ihm zärtliche Gedanken aus.
So hält dein Bild dich oder meine Liebe,
So fern du weilst, anwesend stets bei mir;
Du kannst nicht fliehn, daß ich nicht bei dir bliebe,
Weil ich der Liebe folg' und Liebe dir;
Und wann sie schläft, dann weckt in meiner Brust
Dein Bild mein Herz zu Aug- und Herzenslust.

48.

Wie sorglich war ich, eh' ich zog von hinnen,
All meinen Tand in Riegelschluß zu thun,
Daß ungebraucht mir zum Gebrauch er drinnen
Verwahrt vor Diebeshänden möge ruhn!
Du aber, gegen den mein Schatz nur Tand,
Kostbarster Trost, nun höchster Schmerz der Liebe,
Du meine einz'ge Sorge, reichstes Pfand,
Bleibst da zur Beute jedem frechen Diebe.
Dich schloß ich ja in keinen Kasten ein
Als nur — wo du nicht bist und dennoch bist —
In meine Brust, in jenen zarten Schrein,
Von wannen frei dein Gehn und Kommen ist;
Und dort selbst, fürcht' ich, stiehlt man dich, mein Lieb;
Denn solch ein Schatz macht Ehrlichkeit zum Dieb.

49.

Für jene Zeit, wenn je sie kommt, die Zeit,
Wo finster du schaun wirst zu meinen Fehlern,
Wann deine Lieb' in kluger Sparsamkeit
Den Aufwand, den sie treibt, beginnt zu schmälern;
Für jene Zeit, wo du vorbeigehst fremd,
Eh' meine Sonne mich gegrüßt, dein Auge,
Wo Liebe, ganz vertauscht, zur Einsicht kömmt,
Daß ein gesetzter Ernst dir besser tauge:
Für jene Zeit verschanz' ich schon mich hier
In der Erkenntniß, wie ich wenig nütze,
Und hebe selbst die Hand zum Streit mit mir,
Daß sie das Recht auf deiner Seite schütze.
Du hast das Recht mich Armen zu verlassen;
Wie du mich lieben sollst, ist nicht zu fassen.

50.

Wie schwer sind unterwegs der Reise Plagen,
Wenn selbst der müden Tagfahrt End' und Ziel
Mir nur die Rast und Ruhe lehrt, zu sagen:
„Vom Freunde sind der Meilen jetzt so viel!"
Der Klepper, der mich trägt, schleppt matt sich weiter,
Ermüdet von der Last des Grams in mir,
Als sag' ihm ein Instinct, daß seinem Reiter
Die Hast verhaßt sei, die ihn trennt von dir.
Der blut'ge Sporn reizt nimmer ihn zu laufen,
Wann ich sein Fell zerreiß' in meinem Zorn;
Als Antwort hör' ich nur ihn traurig schnaufen,
Was schärfer mich durchbohrt als ihn der Sporn;
Denn sein Gestöhn ruft dann mir dies zurück:
Mein Leid liegt vor mir, hinter mir mein Glück.

51.

Also entschuldigt meine Zärtlichkeit
Den trägen Gaul, wann ich von dir mich trenne;
Hinweg von dir, da lass' ich gern ihm Zeit;
Nur auf der Heimfahrt wünsch' ich, daß er renne.
O welche Nachsicht wird mein Thierchen finden,
Wann schnellste Schnelligkeit langsam erscheint?
Dann würd' ich spornen, ritt ich auch auf Winden;
Beschwingte Hast dünkt dann mich wie versteint;
Dann hält kein Pferd mit meiner Sehnsucht Schritt,
Und Sehnsucht denn, die reinster Lieb' entsproß —
Kein träges Fleisch —, sie schnaub' im Feuerritt!
Doch Lieb' entschuld'ge liebreich so mein Roß:
„Hinweg von dir ging er starrköpfig-faul;
Jetzt lauf' ich selbst, und gehen mag der Gaul."

52.

So gleich' ich denn dem Reichen, dem sein Schlüssel
Die Thür zum theuern Schatz aufschließen kann;
Doch schaut er, um den Reiz der seltnen Schüssel
Nicht schal zu machen, ihn nicht stündlich an.
Darum sind Feiertage so voll Weihe,
Weil sie wie edle Steine selten nur
Gefaßt sind in des Jahres lange Reihe,
Wie Hauptjuwelen in der Perlenschnur.
Die Zeit, die Euch verwahrt, gleicht einem Schranke,
Der Kleiderstaat verbirgt und nur zum Fest,
Besondern Stunden zu besonderm Danke,
All seine Pracht aus ihrer Haft entläßt.
Dank Euch! denn Eure Tugenden gewähren
Triumph im Anschaun, Hoffnung im Entbehren.

53.

Aus welchen Stoffen schuf dich die Natur,
Daß tausend fremde Schatten dich begleiten?
Ein Schatten folgt uns, jedem einer nur;
Dir folgt der Schatten aller Herrlichkeiten;
Beschreibt Andonis, und das Conterfei
Ist deinem Bilde dürftig nachgeahmt;
Schmückt Helena in feinster Malerei
Du bist's, in Griechentracht neu eingerahmt.
Lobpreist den Frühling und des Herbstes Spenden:
Der Lenz ist deiner Schönheit Schattenbild;
Der Herbst gleicht deinen gabereichen Händen;
Du lebst in allem was uns köstlich gilt.
Jedwede Anmuth schmückt dich, alt' und neue,
Doch gleichst du keinem, keiner dir, an Treue.

54.

O wie viel schöner wird die Schönheit doch,
Wenn sie der holde Schmuck der Treue hebt;
Der Rose Roth ist schön, doch schöner noch
Durch jenen süßen Duft, der in ihr lebt!
Des Wilddorns Rose hat so volle Glut
Wie nur die würz'ge Pracht am Rosenstrauch,
Hängt auch an Dornen, spielt auch wohlgemuth,
Wann sich ihr Kelch erschließt, im Sommerhauch;
Doch weil ihr andrer Werth als Glanz gebricht,
Lebt sie verschmäht, welkt unbeklagt zur Gruft,
Stirbt nur für sich. Die süße Rose nicht:
Ihr süßer Tod noch liefert süßen Duft.
So, schöner Jüngling, Schönheit wird vergehn,
Doch deiner Treue Duft in Liedern wehn.

55.

Kein gülden Fürstenbild, kein Marmelstein
Wird diese mächt'gen Verse überleben;
Sie werden dir ein hellres Denkmal sein
Als Quadern, die vom Schmutz der Zeiten kleben.
Ob Zwietracht stürzt der Häuser fest Gemäuer,
Ob wüster Krieg die Statuen niederrennt,
Kein Schwert des Mars, kein fressend Kriegesfeuer
Tilgt deines Ruhms lebendig Monument.
Trotz Tod und feindlicher Vergessenheit
Sollst du bestehn, soll Raum dein Name finden
Noch in den Augen allerfernster Zeit,
Bis die Geschlechter dieser Welt verschwinden.
Bis am Gerichtstag du dich selbst erhebst,
Wohnst du im Auge Liebender und lebst.

56.

Erneu', o süße Liebe, deine Kraft;
Zeig' dich nicht stumpfer als der Hunger ist,
Der, zwar durch Speisen für den Tag erschlafft,
Doch neugeschärft erwacht nach kurzer Frist,
So mach' es, Liebe! wenn dein gier'ger Blick
Sich heute füllt, bis er sich schließt vor Sattheit,
Schau morgen wieder auf, und nicht erstick'
Den Geist der Liebe mit beständ'ger Mattheit.
Dies trübe Interim sei wie ein Meer,
Das Küsten trennt, wo neuverlobte Zwei
Alltäglich stehn, daß, wann sie Wiederkehr
Der Liebe sehn, der Anblick seliger sei;
Oder wie Winter, dessen Sorgennacht
Des Sommers Gruß dreimal willkommner macht.

57.

Ich, als dein Sklav, wie hätt' ich andre Pflicht,
Als deinem Wunsch allzeit bereit zu stehen?
Kostbare Zeit zu opfern hab' ich nicht,
Noch Dienste, bis du forderst, zu versehen;
Auch schelt' ich nicht der Stund' endlose Dauer,
Wann ich, mein Fürst, dein harre nach der Uhr;
Find' auch die Bitterkeit des Gehns nicht sauer,
Wann du zu deinem Knecht sagst: gehe nur;
Auch nicht mit eifersücht'gem Grübeln frag' ich,
Wo du wol sein magst oder was du treibst;
Nein, wie ein stiller Sklav, ganz leise sag' ich:
„Wie glücklich machst du jene, wo du bleibst!"
Solch treuer Narr ist Liebe; du beginn,
Was es auch sei, sie sieht kein Arg darin.

58.

Der Gott, der mich zu deinem Sklaven machte,
Verhüte, daß ich je von deiner Zeit
Rechnung begehr', auf dein Vergnügen achte,
Ich, dein Vasall, zu jedem Dienst bereit!
O laß mich — wenn dein Wink mich nur erreicht —
Die Kerkertrennung von dir Freiem dulden,
Und, zahm zu dulden, trag' ich alles leicht
Und klage nicht, als wär' es dein Verschulden.
Sei wo du magst! Vollmacht genug hast du,
Um deine Zeit selbst zu privilegiren.
Thu was du willst! dir selber steht es zu,
Das Selbstverbrochne selbst zu amnestiren.
Mein Amt ist warten, wär's in Höllenflammen,
Nicht deine Lust, ob gut, ob schlimm, verdammen.

59.

Wenn alles einst schon war, was existirt,
O wie betrogen ist dann unser Geist,
Der nur ein frühres Kind nochmals gebiert
Und doch in Wehen der Erfindung kreißt!
O daß ein Blick, der in die Vorzeit reichte,
Der fünfmal hundert Sonnenläuf' umspannt,
Dein Bild in einem alten Buch mir zeigte,
Seit Geist zuerst in Lettern ward gebannt!
Damit ich säh', was jene Alten sagten
Zum Wunder deines schöngefügten Baus,
Ob jene uns, ob wir sie überragten,
Oder der Rundlauf kam auf eins hinaus.
Nein, glaubt mir, daß die Dichter frührer Zeiten
Ihr Lob und Staunen schlechtern Helden weihten.

60.

Wie Wog' auf Woge drängt zum Ufersand,
So nach dem Ende drängen die Minuten;
Die nächste folgt, sowie die vordre schwand;
In steter Hast sie alle vorwärts sputen.
Hat die Geburt sich erst ans Licht gerungen,
Kriecht sie zur Reif', und krönt die Reife sie,
So dräuen ihrem Glanz Verfinsterungen,
Und dann zerstört die Zeit, was sie verlieh.
Die Zeit durchbohrt der Jugend Firnißhülle,
Gräbt Runzeln in die Stirn der Schönheit ein,
Zehrt von der Schöpfung Herrlichkeit und Fülle,
Und was da steht, muß ihre Ernte sein.
Und doch in künft'ger Zeit mein Lied wird stehn;
Dich preisend, wird es ihrer Sens' entgehn.

61.

Ist es dein Wille, daß in bangen Nächten
Dein Bild mein müdes Auge offen hält?
Dein Wunsch, daß so, um meinen Schlaf zu ächten,
Ein Spuk mich neckt und dir sich ähnlich stellt?
Ist es dein Geist, den du die weite Strecke
Herschickst, daß er mein Thun ausspionir'
Und Schmach und Müßiggang in mir entdecke,
Zum Tummelplatz der Eifersucht in dir?
Ach, deine Lieb' ist stark, doch nicht so groß!
Nein, *meine* Liebe raubt mir selbst die Ruhe;
Mein treues Herz, das hält mich schlummerlos,
Daß ich für dich Wachdienste täglich thue.
Ich wache hier um dich; du wachest da,
Fernab von mir und andern allzu nah.

62.

Sündhaft beherrscht Selbstliebe meine Augen,
Und meine Seel' und alles, was ich bin;
Für diese Sünde will kein Mittel taugen;
So fest hält sie mein Herz und wurzelt drin.
Kein Antlitz ist wie meins so lieblich, mein' ich,
Kein Blick so treu, und keine Treu so echt,
Und von so hohem Werth mir selbst erschein' ich,
Daß aller andre arm mir dünkt und schlecht.
Doch wann mein Spiegel, wie ich bin, mir lehrt,
Vom rost'gen Alter dürr und aufgerieben,
Dann les' ich meine Selbstlieb' umgekehrt,
Und gottlos wär's, mich selbstisch selbst zu lieben.
Du bist's, mein Selbst; dich lob' ich so in mir;
Mein Alter schminkt sich jung mit deiner Zier.

63.

Weil einst mein Freund so sein wird wie ich jetzt,
Mürb und zerstoßen von der Faust der Zeit,
Sein Blut vertrocknet, seine Stirn zerfetzt
Von Runzeln, seines Morgens Lieblichkeit
Vorrückend zu des Alters jäher Nacht;
Die Reize, deren König heut' er ist,
Allmählich sterbend oder umgebracht,
Geraubt die Schätze seiner Maienfrist;
Weil solche Zeit kommt, rüst' ich mich auf sie:
Das Alter mag sein grausam Messer heben,
Doch schneiden soll's aus dem Gedächtniß nie
Des Liebsten Schönheit wie sein liebes Leben.
In schwarzer Schrift glänzt seine Schönheit hier,
Und wie die Schrift fortlebt, grünt er in ihr.

64.

Seh' ich, wie sich die Faust der Zeit vergreift
Am Prunk und Pomp begrabner Sterblichkeit;
Seh' ich wie sie erhabne Thürme schleift
Und sterblich Wüthen ew'ges Erz entweiht;
Seh' ich das Meer, wie es mit steter Gier
Dem Königreich des Ufers Abbruch thut,
Und wie das Festland dringt ins Flutrevier,
Sein Gut vermehrend mit verlornem Gut;
Seh' ich den Wechsel solcher Herrschaft an,
Und selbst die Herrschaft zum Verfall bestimmt,
Belehrt von Trümmern, grübl' ich also dann:
„Die Zeit wird kommen, die mein Liebstes nimmt.“
O, der Gedank' ist Tod! O stete Angst,
Zu haben, was du zu verlieren bangst!

65.

Wenn Erz und Stein und Erd' und weite See
Mit ihrer Macht erliegen solchem Lose,
Wie trotzte dieser Wuth die Schönheit je,
Die ja nicht stärker ist als eine Rose?
Wie soll des Sommers würz'ger Hauch bestehn
Vor dem zerschmetternden Geschütz der Tage,
Wenn unnehmbare Felsen selbst vergehn
Und Eisenthore vor dem Stundenschlage?
Furchtbare Wahrheit! Ach, wer schirmt das süße
Kleinod der Zeiten vor dem Raub der Zeit?
Welch starker Arm hemmt ihre schnellen Füße
Und wehrt ihr, daß sie nicht das Schön' entweiht?
Ach nichts! wofern dies Wunder nicht geschieht,
Daß man im Dintenschwarz dich leuchten sieht.

66.

Satt dies zu sehn, seufz' ich um stillen Tod:
Als: das Verdienst als Bettlerkind geboren,
Und dürft'ge Hohlheit wohlgemuth und roth,
Und reinste Treue böslich weggeschworen,
Und goldne Ehr' aufs schmählichste verschwendet,
Und echte Trefflichkeit fälschlich beschämt,
Und jungfräuliche Tugend wüst geschändet,
Und Kraft durch hinkend Regiment gelähmt,
Und Wissenschaft geknebelt von der Macht,
Und Narrheit doctorhaft die Kunst curirend,
Und Einfalt als Einfältigkeit verlacht,
Und Hauptmann Arg den Sklaven Gut regierend:
Satt dies zu sehn, möcht' ich von diesem scheiden,
Müßt' ich nur sterbend nicht mein Liebstes meiden.

67.

O warum lebt er heut' in kranker Welt,
Mit seiner Gegenwart das Laster zierend,
Wo Sünde Vorschub nun durch ihn erhält,
Mit seinem Umgang sich herausstaffirend?
Wo falsche Schminke nachäfft seine Wangen
Und seinem Leben stiehlt ihr todtes Roth,
Wo dürft'ge Schönheit, um gleich ihm zu prangen,
Gemalte Rosen sucht in ihrer Noth?
O warum lebt er heut, wo die Natur
Bankrott ist an lebend'gem, echtem Blute?
Sie hat jetzt keinen Schatz als seinen nur
Und lebt, auf viele stolz, von seinem Gute.
O ihn verwahrt sie, um der Welt zu sagen,
Wie reich sie war in alten bessern Tagen.

68.

So zeugt sein Antlitz von verschollnen Tagen,
Wo Schönheit lebt' und starb wie Blumen jetzt,
Bevor ihr Bastardzeichen ward getragen
Und frech auf die lebend'ge Stirn gesetzt;
Eh man das goldne Haar vom todten Schopfe,
Das Eigenthum der Grüfte, scheren ließ,
Damit es wieder leb' auf andrem Kopfe;
Eh man sich putzt' in todter Schönheit Vlies.
In ihm seht ihr die alte Zeit erblühn,
Schmucklos und echt und wahr in heil'ger Treue,
Die keinen Sommer macht mit fremdem Grün,
Noch alte Schönheit stiehlt zum Putz für neue.
Ihn schuf Natur zum Muster, welches klar
Der Afterkunst zeigt, was einst Schönheit war.

69.

Was du den Augen zeigst, ist fehlerrein,
Kein Wunsch der Herzen kann's noch bessern wollen;
Die Zungen — Seelen-Echo — räumen's ein,
Wahrhaftig wie ein Lob das Feinde zollen;
Dein Aeußres wird mit äußerm Lob gekrönt;
Doch mischt sich in den Schall derselben Zungen
Ein andrer Klang, der jenen übertönt,
Wann tiefer als das Aug' ihr Blick gedrungen.
Sie fragen nach der Schönheit deines Geistes,
Die man errathend nach den Thaten mißt;
Ihr Aug' ist freundlich, doch im Herzen heißt es,
Dein Blumenduft sei geil wie Unkraut ist.
Wie kommt denn arger Duft zu gutem Schein?
Die Lösung ist: du machst dich zu gemein.

70.

Daß man dich schmäht, gereicht dir nicht zum Tadel;
Verleumdung sucht, was lieblich ist und schön;
Verdächtigung verleiht der Schönheit Adel,
Ein Krähenflug an lichten Himmelshöhn.
Bist du nur gut, so dient ihr Schmähn zum Ruhme;
Weil dich die Welt umwirbt, so steigt dein Werth;
Des Lasters Wurm sucht ja die schönste Blume,
Und deine Blüt' ist rein und unversehrt.
Du gingst vorbei am Hinterhalt der Jugend,
Unangefochten oder doch gefeit;
Doch deine Tugend hat nicht solche Tugend,
Daß sie bezwänge den unbänd'gen Neid.
Wenn deinen Glanz kein Argwohn könnte schwärzen,
Du hättest ganze Monarchien von Herzen.

71.

Wann ich gestorben bin, betraure mich
Nicht länger, als mit dumpfem Schall der Thürmer
Der Welt verkünden wird, daß ich entwich
Aus schlechter Welt ins Reich der schlechtsten Würmer.
Ja, liesest du dies Lied, denk nimmer mein
Des Dichters; denn so lieb' ich dich von Herzen,
Daß ich viel lieber will vergessen sein,
Als daß du mein gedenken sollst in Schmerzen.
Ich sage, wenn du schaust auf dies Gedicht,
Indeß ich selbst vielleicht in Staub zerstiebe,
Dann hauch' selbst meinen armen Namen nicht;
Mit meinem Leben welk' auch deine Liebe,
Daß nicht die weise Welt dein Wehe lese
Und höhne dich mit mir, wann ich verwese.

72.

Damit die Welt nicht frage, welcher Glanz
In mir gelebt, daß du mir Liebe gönntest
Im Tode noch, vergiß mich, Liebster, ganz;
In mir ist nichts, was du groß loben könntest,
Wofern du fromme Lügen nicht erdichtest,
Um mehr für mich zu thun als all mein Werth,
Und auf mein todtes Ich mehr Ehre schichtest,
Als Geizhals Wahrheit mir von selbst beschert.
Daß sie den wahren Freund nicht Lügen strafen,
Wann freundlich er Unwahrheit spricht von mir,
So mag mein Name wie mein Leib entschlafen,
Nicht leben zur Beschämung mir und dir:
Denn mich beschämt gar sehr, was ich geschrieben;
Du wärst beschämt, werthlosen Tand zu lieben.

73.

Du magst in mir die Zeit des Jahres sehn,
Wo gelbe Blätter oder keine hangen
An jenen Zweigen, die im Froste wehn,
Zerfallne Dome, wo einst Vöglein sangen.
Du siehst in mir des Tages Abendroth,
Darin der Sonnen Untergang sich spiegelt,
Bis schwarze Nacht kommt, jener andre Tod,
Der alles dann in tiefer Ruh besiegelt.
Du siehst in mir den Schimmer solcher Flammen,
Die in den Aschen ihrer Jugend ruhn,
Als sänken sie im Sterbebett zusammen;
Denn was sie nährte, das verzehrt sie nun.
Der Anblick stärkt die Lieb' in deiner Brust;
Du liebst das mehr, was bald du lassen mußt.

74.

Doch sei getrost! Wann jene Haft mich trifft,
Die ohne Bürgschaft mich von hinnen treibt,
Dann lebt ein Stück von mir in dieser Schrift,
Die zur Erinnerung bei dir verbleibt.
Wann du sie mustern wirst, dann musterst du
Genau den Theil von mir, der dein gewesen;
Der Erde kommt nur meine Erde zu;
Mein Geist gehöret dir, mein bessres Wesen.
Stirbt denn mein Leib, verlierst du ja nichts Bessers
Als nur des Lebens Hef' und Würmerraub,
Die feige Beute eines Schelmenmessers,
Unwerth, daß du gedenkst an solchen Staub;
Sein Werth ist das, was er enthält, allein,
Und das ist dies, und dies bleibt immer dein.

75.

Du bist der Seele, was das Brot dem Leben,
Was dem Gefilde warme Regenflut;
Um deine Ruh' ist in mir Kampf und Beben,
Wie in dem Geizhals um sein Gold und Gut;
Bald stolz als Eigenthümer, bald voll Pein,
Ob nicht ein Dieb nach seinem Schatze trachte;
Bald scheint das Best', allein mit dir zu sein,
Bald besser, daß die Welt mein Glück beachte.
Bald schwelg' ich recht mich satt an deinen Zügen,
Und bald um einen Blick verschmacht' ich schier;
Ich hab' und ich verfolge kein Vergnügen,
Als was ich hab' und nehmen muß von dir,
Sodaß ich hungre oder Prasser bin,
In allem schwelgend oder alles hin!

76.

Warum ist kahl mein Vers an neuer Pracht,
So fern von Buntheit und behendem Wechsel?
Warum nicht schiel' ich, wie die Welt es macht,
Nach neuerfundnem Stil und Wortgedrechsel?
Weshalb nur schreib' ich stets, was man schon kennt,
Und lass' in künd'ger Tracht die Muse gehen,
Daß jedes Wort fast meinen Namen nennt
Und seine Herkunft zeigt und sein Entstehen?
Ja, Liebster, einem Thema bleib' ich treu:
Von dir und Liebe handeln meine Lieder;
Wenn's hoch kommt, kleid' ich alte Worte neu,
Und was ich schon verthat, verthu' ich wieder.
Wie täglich neu und alt der Morgen tagt,
So sagt die Liebe, was sie stets gesagt.

77.

Wie Schönheit welkt, wird dir dein Spiegel sagen,
Dein Uhrblatt, wie die goldnen Stunden fliehn;
Dies Buch wird deines Geists Gepräge tragen,
Und diese Lehre magst du daraus ziehn:
Die Runzeln, die dein Spiegel ehrlich zeigt,
Sie reden dir von offnen Grabesschlünden;
Und wie die Zeit zur Ewigkeit sich schleicht,
Wird dir des Zeigers leiser Gang verkünden.
Sieh, das was dem Gedächtniß möcht' entrinnen,
Vertrau' dem Buch als Pflegekinder an;
Von deinem Hirn entbunden so, beginnen
Mit deinem Geist sie neuen Umgang dann.
So oft du blicken wirst in diesen Speicher,
Hast du Gewinn und machst das Büchlein reicher.

78.

Als meine Muse rief ich oft dich an,
Und deine Hülfe kam mir so zu Nutze,
Daß nun die ganze Zunft, wie ich's begann,
Gedichte ausstreut unter deinem Schutze.
Dein Auge hat bewirkt, daß Stumme singen,
Daß plumper Roheit stolzer Flug geräth,
Und jetzt befiedert es gar Meisterschwingen
Und leiht der Anmuth neue Majestät.
Doch größern Ruhm als ich verschafft dir keiner;
Denn meine Kraft ist dein, erzeugt aus dir;
Den andern machst du ihren Stil nur feiner,
Und Künste ziert dort deine süße Zier;
Mir bist du alle Kunst, und meine Roheit
Hebst du so hoch wie der Gelehrten Hoheit.

79.

Als ich allein noch anrief dei'ne Gunst,
Floß meinem Lied allein dein Anmuthschatz!
Nun aber welkt die Anmuth meiner Kunst;
Die Muse, krank, macht einer andern Platz.
Ich weiß, dein lieblich Thema, Liebster, bleibt
Ein würd'ger Stoff für kunstgerechtern Reim:
Doch alles, was von dir dein Dichter schreibt,
Das stiehlt er dir und zahlt dir's wieder heim.
Er leiht dir Tugend, und aus deinem Leben
Stahl er das Wort; er bringt dir Schönheit dar
Und fand auf deiner Wange sie; dir geben
Kann er kein Lob als was in dir schon war.
Drum dank' ihm nicht, daß er dich lieblich malt;
Was er dir schuldet, hast du selbst bezahlt.

80.

O, nur mit Zagen lob' ich dich; ich weiß,
Ein höhrer Geist gebraucht ja deinen Namen
Und setzt all seine Macht an deinen Preis,
Daß meine Zung' im Rühmen muß erlahmen.
Doch weil dein Werth, groß wie der Ocean,
Bescheidne Segel mag wie stolze tragen,
So will ich keck, obschon mit schlechterm Kahn,
Auf deine weite Flut hinaus mich wagen.
Dein flachster Beistand schon wird flott mich machen,
Indeß er schwimmt auf deiner tiefsten Flut;
Und strand' ich auch, ich bin ein armer Nachen,
Und er ein stattlich Schiff mit reichem Gut.
Drum, wenn's ihm glückt' und ich im Schiffbruch bliebe,
So wär' das Schlimmste dies: ich sänk' aus Liebe.

81.

Ob ich nun leb' und dir die Grabschrift schreibe,
Ob du erlebst, wie ich in Staub zerfalle,
Nie sterben kann dein Ruhm mit deinem Leibe,
Ob mein Gedächtniß auch spurlos verschalle.
Dein Name wird fortan unsterblich leben;
Ich, einmal todt, sterb' ab für alle Zeit;
Mir wird die Erd' ein Grab wie andern geben;
Dir ist der Nachwelt Aug' als Gruft geweiht.
Mein feines Lied wird dann dein Grabmal sein,
Und unerschaffne Augen werden's lesen:
Ruhm, der erst sein wird, preist dereinst dein Sein,
Wann alle Athmer dieser Zeit verwesen.
Dank meiner Feder lebt von dir die Kunde,
Wo Lebensluft meist lebt, im Menschenmunde.

82.

Du bist ja meiner Muse nicht vermählt,
Du magst dich frei an Widmungen erbauen,
Darin die Dichterzunft dein Lob erzählt;
Vor jedem Buche stehn sie ja zu schauen.
Dein Urtheil, hell wie deine Farbe, weiß,
Daß dein Verdienst mein Rühmen überrage;
Drum nothgedrungen suchst du neuen Preis,
Frisch von dem Prägstock dieser feinern Tage.
Und thu es, Freund: ersinnen laß sie jeden
Gespreizten Schmuck, den die Rhetorik lehrt;
Wahrhaft gefühlt, in schlicht wahrhaften Reden,
Ward nur vom wahren Freund dein wahrer Werth.
Ihr grobes Schminken paßt für ein Gesicht,
Wo Blut den Wangen fehlt; du brauchst es nicht.

83.

Ich sah noch nie, daß du der Farb' entbehrest;
Drum wollt' ich Farben nicht an dich verschwenden;
Stets fand ich oder glaubte doch, du wärest
Zu reich für eines Dichters dürft'ge Spenden.
Und darum schlief mein Lob, damit ein jeder
An meinem Freunde, der ja lebt und leibt,
Einseh', daß nicht die erste beste Feder
Dich würdig rühmt, weil sie von Würde schreibt.
Dies Schweigen hast du nun sündhaft gescholten,
Das doch mein bester Ruhm ist weil ich stumm
Die Schönheit nicht verkürze; andre wollten
Ihr Leben leihn, und bringen sie nur um.
Eins deiner schönen Augen hat mehr Leben
Als deine Dichter beid' in Lob vergeben.

84.

Wer sagt das meiste? was kann mehr noch sagen,
Als dies kostbare Lob: nur du bist du!
Darin liegt aller Preis zuhauf getragen,
Der einem deinesgleichen käme zu.
Lahm muß die Feder sein, die ihrem Helden
Nicht etwas wenigen Glanz vermag zu leihn;
Wer aber dich besingt, braucht nur zu melden,
Du seiest du, so ist der Kranz schon sein.
Er braucht nur deine Urschrift abzuschreiben,
So klar wie die Natur, nur schlechter nicht,
Und stets bewundert wird sein Machwerk bleiben,
Und die Copie ein köstliches Gedicht.
Ein Fluch klebt deinem Schönheitssegen an:
Lob liebst du, das dein Lob nur trüben kann.

85.

Ehrbar und stumm muß meine Muse bleiben,
Indeß Poeten, köstlich ausstaffirt,
Mit goldner Feder dir Loblieder schreiben,
Die aller Phrasenprunk der Musen ziert.
Ich widme dir mein Herz, sie ihren Stil,
Und wie ein armer Küster ruf' ich Amen
Zu jedem Hymnus, den mit glattem Kiel
Ein Meister schreibt zu Ehren deinem Namen.
Wenn man dich lobt, ruf' ich: „'s ist wahr, so steht's!"
Und leg' aufs höchste Lob noch etwas auf,
Doch nur im Herzen, dessen Liebe stets,
Wenn auch das Wort nachhinkt, vorn ist im Lauf.
So schätze jene denn um ihr Gedicht,
Mich um mein stummes Herz, das wirklich spricht.

86.

War es das stolze Segel seiner Oden,
Die dich zu kapern suchen, reichster Fang,
Was mein Gedicht im mütterlichen Boden
Begraben hat, im Hirn wo es entsprang?
War es sein Geist, den Geister schreiben lehrten
Mit mehr als Menschenkunst', bracht' er mich um?
Nein, weder er noch seine Nachtgefährten
Betäubten mich; sie machten mich nicht stumm.
Nicht er noch jener Kobold-Famulus,
Der nächtlich ihn bethört mit hoher Kunde,
Darf triumphiren, daß ich schweigen muß;
Nie war ich krank aus Furcht vor diesem Bunde.
Als deine Gunst begann sein Lied zu feilen,
Da schwand mein Stoff, da lahmten meine Zeilen.

87.

Leb' wohl! Du weißt, dein Werth ist viel zu groß,
Als daß ich dauernd dich besitzen könnte;
Der Pachtbrief deiner Freundschaft spricht dich los;
Erloschen ist der Pact, der mir dich gönnte.
Durch deine Schenkung wardst du meine Habe,
Und wie verdient' ich je so reiche Spende?
Der Rechtsgrund fehlt in mir für solche Gabe,
Und folglich ist's mit meinem Recht zu Ende.
Du gabst dich mir, unkundig deines Werthes,
Wol auch getäuscht in mir, der ihn empfangen.
Nun ist die Schenkung als ein aufgeklärtes
Versehen deinerseits zurückgegangen.
So hab' ich dich gehabt, wie Träum' entweichen,
Im Schlaf ein König, wachend nichts dergleichen.

88.

Wenn du gelaunt bist nichts nach mir zu fragen,
Dem Spott mich bloßzustellen vogelfrei,
So will ich wider mich für dich mich schlagen
Und zeigen, daß dein Meineid Tugend sei.
Weil ich am besten weiß um meine Schwächen,
So kann ich von verborgnen Fehlern drinnen,
Die mich beflecken, dir zu Gunsten sprechen,
Und, mich verlierend, wirst du Ruhm gewinnen.
Und ich gewinne selbst dabei wie du;
Denn weil mein ganzes Herz sich kehrt zu dir,
So wird die Schmach, die ich mir selber thu',
Weil dir von Nutzen, doppelt nützlich mir.
Ich liebe so dich, daß ich in Geduld,
Um dich zu rein'gen, nehm' auf mich die Schuld.

89.

Sag', eines Fehls halb ließest du mich sinken,
Und selbst erläutern will ich mein Vergehn;
Von meiner Lahmheit sprich, so will ich hinken,
Und keine Abwehr soll von mir geschehn.
Du kannst mich, Freund, nicht halb so schlimm entehren,
Um dem erwünschten Bruch Form zu verleihn,
Wie ich mich selbst; ich will auf dein Begehren
Umgang ersticken, wie ein Fremder sein,
Fern bleiben deinem Pfad; in meinem Munde
Wohne hinfort dein theurer Name nicht,
Daß die profane Zung' ihn nicht verwunde,
Wenn sie vielleicht von alter Freundschaft spricht.
Für dich bekämpf' ich mich mit eignen Hieben;
Denn wen du hassest, den darf ich nicht lieben.

90.

Drum haſſ' mich, wann du willſt; wenn je! ſogleich,
So lang die Welt mir nur Querſtriche macht,
Verbündet mit dem Schickſal führ' den Streich
Und überfall' mich nicht erſt nach der Schlacht.
Nicht, wann mein Herz auftaucht aus dieſen Sorgen,
Komm du im Nachtrab der beſiegten Noth;
Nicht auf die Sturmnacht folg' als Regenmorgen,
Den Schlag hinhaltend, der mich doch bedroht.
Willſt du mich fliehn, ſo flieh du nicht zuletzt,
Wann all die kleinen Schmerzen ausgetobt;
Im Vordertreffen komm, damit gleich jetzt
Mein Herz des Schickſals ärgſte Macht erprobt;
Und neben dieſem Schlag wird alle Pein,
Die jetzt mich peinigt, nicht wie Schmerz mir ſein.

91.

Der eine rühmt sein Gold, der sein Geschlecht,
Ein andrer seine Kunst, die Kraft der Glieder,
Sein modisch Kleid, es steh' ihm noch so schlecht,
Und Hunde, Falken, Pferd' ein andrer wieder.
Und jeder Hang hat seine Lust für sich,
Die ihm ein Fest gewährt vor andern Festen;
Doch solches Stückwerk ist kein Maß für mich;
Ich bessre dies zu einem höchsten Besten.
Dein Lieben ist mir mehr denn Adel werth,
Reicher denn Gold, stolzer denn Kleiderzier,
Ergötzlicher denn Jagdfalk oder Pferd,
Und allen Stolz der Welt hab' ich in dir;
Elend allein, weil du, was du mir gönntest,
Wegnehmen und mich elend machen könntest.

92.

Doch thu dein Aergstes, stiehl was du mir gibst:
Auf Lebenszeit bist du versichert mein,
Weil ich nur leben kann, wenn du mich liebst;
Ich lebe ja in deiner Lieb' allein.
Drum brauch' ich vor dem Aergsten nicht zu beben;
Das kleinste Weh schließt meine Lebensfrist;
Ich seh', ein bessres Los ist mir gegeben,
Als was von deiner Laun' abhängig ist.
Nicht kränken kannst du mich durch Unbestand,
Weil ich ja sterbe, wenn dein Abfall droht:
O für mein Glück welch sichres Doppelpfand!
Denn Glück ist deine Lieb', und Glück der Tod.
Doch ach Gewölk droht auch dem hellsten Licht:
Du könntest falsch sein, und ich wüßt' es nicht.

93.

Ich lebte dann und hielte dich für treu,
Wie ein betrogner Gatt'; ich fände Liebe
Im lieben Blick, obschon verändert neu;
Dein Herz wär' fern von mir, dein Auge bliebe.
Denn Haß kann nie in deinem Auge leben;
Dort also merk' ich deinen Wandel nicht.
Bei vielen liest man gleich, was sich begeben,
In Launen, Runzeln, finstrem Angesicht;
Dich aber hat der Himmel so geschaffen,
Daß süße Liebe stets dein Aug' erfüllt,
Und welche Abgründ' auch im Herzen klaffen,
Dein Blick nur Süßigkeit von dort enthüllt.
Wie Eva's Frucht ist deine holde Jugend,
Wenn deinem Schein nicht gleichkommt süße Tugend.

94.

Wer schaden kann und doch nicht schaden will,
Nie thut was er zu thun am meisten scheint,
Wer andre rührt und bleibt doch selber still,
Kalt wider Anfechtung, fühllos, versteint;
Dem fehlt zum echten Himmelserben nichts:
Er hält zu Rath den Reichthum der Natur,
Der Herr und Eigner seines Angesichts,
Und nicht wie andre der Verwalter nur.
Dem Sommer duftet süß die Sommerblume,
Obwol sie lebt und stirbt für sich allein;
Doch wenn die Blum' erkrankt, wird ihrem Ruhme
Gemeinstes Unkraut überlegen sein.
Je süßrer Trank, je saurer wird er gären;
Schlimmer denn Unkraut riecht's, wann Lilien schwären.

95.

Wie lieblich und wie süß machst du die Schande,
Die, wie der Wurm die duft'ge Rose frißt,
Die Knospen deines Ruhms befleckt im Lande!
O Anmuth, die ein Kleid der Sünden ist!
Der Mund, der deiner Tage Lauf erzählt,
Mit lockrem Commentar zu deinen Streichen,
Scheint dich zu loben, während er doch schmählt;
Dein Name macht, daß Schimpf und Ruhm sich gleichen.
O welchen Wohnsitz finden diese Fehler,
Die dich ersahn zu ihrem Aufenthalt!
Der Schönheit Schleier deckt die schwarzen Mäler,
Und was wir sehn, ist eitel Wohlgestalt.
O theures Herz, dies große Vorrecht hüte;
Misbrauch verdirbt des härtsten Stahles Güte.

96.

Man sagt, dein Fehler sei Wildheit und Jugend;
Man sagt, dein Schmuck sei Jugend, Scherz und Spiel;
Und Schmuck und Fehler liebt man, Sünd' und Tugend,
Der Fehler wird zum Schmuck, der dich befiel.
Wie man am Finger königlicher Frauen
Das schlechteste Juwel für köstlich schätzt,
So wird der Irrthum, der an dir zu schauen,
In echte Treu' und Wahrheit übersetzt.
Wie viele Lämmer würd' ein Wolf belauern,
Wenn er sich bergen dürft' in Lammestracht!
Und wie gefährlich wärst du den Beschauern,
Wenn du gebrauchtest deine ganze Macht!
Doch thu es nicht! weil du so lieb mir bist,
Daß, wie du mein, mein auch dein Leumund ist.

97.

Wie gleich dem Winter fand ich meine Lage,
Entfernt von dir, du Lust des flücht'gen Jahrs!
Wie fühlt' ich Fröste, sah bewölkte Tage
Und Kahlheit des erstarrten Januars!
Und doch war Sommerszeit die Zeit des Bannes,
Die schwangre Herbstzeit, die des Segens voll,
Wie eine Witwe eines todten Mannes,
Von Frühlings üpp'gen Leibesbürden schwoll.
Mir aber kam all dieser reiche Segen
Wie Hoffnung vaterloser Waisen vor;
Sommer und Sommerlust folgt deinen Wegen,
Und wo du fehlst, verstummt der Vögel Chor;
Und singt er doch, dann ist so trüb ihr Klang,
Daß bleich das Laub wird, vor dem Winter bang.

98.

Im Frühling bin ich fern von dir gewesen,
Als der April in lust'gem Staat stolzirte,
Den Geist der Jugend einblies allen Wesen,
Daß selbst Saturn mitsprang und jubilirte.
Doch konnt' ich nie, trotz Nachtigallenkehlen,
Trotz Blumen mannichfalt an Farb' und Hauch,
Die kleinste Sommertagsgeschicht' erzählen,
Noch Sträuße pflücken von dem bunten Strauch.
Ich staunte nicht vor Lilien auf der Flur;
Der Rose Purpur hab' ich nicht gepriesen;
Sie waren süß nur, wonn'ge Bilder nur,
Nach dir gemalt, Vorbild von allen diesen!
Stets Winter schien's, und weil ich dich nicht hatte,
Spielt' ich mit ihnen so, als wär's dein Schatte.

99.

Das naseweise Veilchen schalt ich so:
„Sprich, süßer Dieb, wo du die Düfte stahlst?
Vom Odem meines Liebsten. Prahlst du froh
Mit weichen Purpurwangen? Ei, du malst
Aus seinen Adern sie, nur allzu roh.“
Die Lilie schalt ich wegen deiner Hand;
Den Majoran, weil er dein Haar dir stahl;
Der Rosenflor furchtsam auf Dornen stand,
Theils roth vor Scham und theils vor Schrecken fahl;
Und eine, weder roth noch weiß, stahl beides
Und fügte deinen Odem noch zum Raub;
Doch fraß zum Lohn den Prachtschmuck ihres Kleides
Ein rächerischer Wurm zu Asch' und Staub.
Mehr Blumen sah ich, doch sie hatten immer
Dir Duft gestohlen oder Farbenschimmer.

100.

Wo bist du, Muse, daß du säumst so lange,
Dem was dir alle Macht gab, Lob zu weihn?
Verbrauchst du deine Glut in eitlem Sange,
Verdunkelst dich, um Schlechtem Glanz zu leihn?
Kehr' um, vergessne Muse! Bringe wieder
Den Zeitverlust durch süße Harmonie;
Sing ihm, dem Freund und Gönner deiner Lieder,
Der deiner Feder Kunst wie Stoff verlieh.
Auf, träge Muse! prüf' sein hold Gesicht,
Ob ihre Furchen dort die Zeit gelassen?
Wenn ja, so werd' auf sie zum Strafgedicht,
Daß alle Menschen ihr Verwüsten hassen.
Gib schneller Ruhm als sie am Leben zehrt;
So wehrst du ihrer Sens' und krummem Schwert.

101.

O träge Muse, machst du je es gut?
Du schweigst, wo sich die Wahrheit färbt in Schöne?
Wahrheit und Schönheit auf dem Freund beruht,
Du auch und aller Adel deiner Töne.
Du sagst vielleicht: „Wozu die Wahrheit malen,
Da ihre ew'ge Farbe nie erlischt?
Schönheit wird ohne Schmink' als Wahrheit strahlen:
Das Beste ist am besten unvermischt."
Schweigst du, weil er des Lobs dich überhebe?
O leere Ausflucht! Deines Amtes ist,
Daß er sein gülden Grabmal überlebe
Und Lob ihm werde bis zur fernsten Frist.
Ans Werk denn, Muse! Wie, das lehr' ich dir,
Daß ihn die späte Zukunft kennt wie wir.

102.

Matt scheint die Lieb' in mir, doch sie erstarkte;
Nicht sie ward kleiner, nur ihr Schein und Schall.
Die Liebe wird zur Waare, die am Markte
Ihr Eigenthümer anpreist überall.
Noch neu war unsre Lieb' und erst im Lenze,
Als ich in Liedern täglich sie besang;
So singt auch Philomel' an Frühlings Grenze;
In reifern Tagen aber schweigt ihr Klang.
Nicht, daß der Sommer minder lieblich wäre,
Als da die Nacht stumm hing an ihrem Lied;
Doch jeder Busch trägt wilde Sängerheere,
Und was gemein wird, dessen Wonne flieht.
Deshalb wie sie verstumm' ich hin und wieder,
Daß du nicht stumpf mir wirst für meine Lieder.

103.

Wie dürftig ist, was dir die Muse weiht,
Und hat zu glänzen doch so weites Feld!
Das Thema, nackt für sich, ist reicher weit,
Als wenn zu ihm sich all mein Lob gesellt.
O schilt nicht, wenn ich mehr nicht schreiben kann!
Zum Spiegel tritt: da siehst du dein Gesicht,
Das überstrahlt, was blöde Kunst ersann,
Beschämt mich tief, macht fade mein Gedicht.
Verbessern wollen, was gut war vorher,
Und also es verderben, wär' doch Sünde;
Denn mein Gedicht hat weiter kein Begehr,
Als daß es deinen Reiz und Reichthum künde.
Und mehr, viel mehr als in den Vers sich schickt,
Zeigt dir das Bild, das aus dem Spiegel blickt.

104.

Mir, holder Freund, mir wirst du nimmer alt;
Sowie zuerst mein Blick dich hat erblickt,
So prangst du noch. Dreimal schon hat im Wald
Der Winter dreier Sommer Pracht geknickt;
Drei wonn'ge Lenze sah ich falb verblühn,
Wie sich der Lauf der Jahreszeit erneute,
Drei Maiendüft' in Junibrand verglühn,
Seit ich zuerst dich sah, so frisch wie heute.
Doch ach die Schönheit gleich dem Zeiger geht
Ganz leise fort; man merkt nicht, wie er schleicht;
Mir scheint, daß deine Blüte stille steht,
Doch rückt sie vor und täuscht mein Auge leicht.
Ihr Ungebornen, hört denn und erfahrt:
Der Lenz der Schönheit starb, eh' ihr noch wart.

105.

Nennt meine Liebe nicht Abgötterei,
Und mein Geliebter soll kein Abgott scheinen,
Weil all mein Lied und Lob stets einerlei,
Sich immer gleicht, von Einem, an den Einen.
Mein Freund ist gütig heut und morgen gütig,
Nie wankend in vollkommner Trefflichkeit;
So kündet auch mein Lied, nie wankelmüthig,
Nur immer eins und flieht Verschiedenheit.
Schön, gütig, treu, was andres sing' ich nie,
Schön, gütig, treu, in neue Wort' es schmiegend;
Dies Spiel erschöpft all meine Poesie,
Drei Themata in einem, nie versiegend.
Schön, gütig, treu, die wohnten oft allein;
Jetzt kehrten diese drei bei Einem ein.

106.

Les' ich von holden Menschen, ruhmgekrönt,
Davon die Chronica der Vorzeit melden;
Seh' ich wie Schönheit alten Sang verschönt,
Im Preise todter Fraun und schmucker Helden;
Dann merk' ich an den auserlesnen Bildern
Von Augen, Lippen, Stirne, Fuß und Hand,
Die Alten wollten eine Schönheit schildern,
Wie wir sie als dein Eigenthum erkannt.
Ihr Lob war nur Weissagung unsrer Zeit,
Vorzeichen, die auf deine Schönheit gingen;
Sie sahn nur ahnend deine Herrlichkeit
Und konnten deinen Werth nie recht besingen.
Selbst uns, die wir das Wunder sehn mit Augen,
Fehlt es an Zungen, die zum Lobe taugen.

107.

Nicht eigne Furcht noch ahnungsvolles Träumen
Der bangen Welt von künftigem Ruin
Zwang meine Liebe schon das Feld zu räumen,
Obwol ihr Ende schon verfallen schien.
Der Mond bestand die droh'nde Finsterniß;
In Lachen wandelt sich der Augurn Trauer;
Das Ungewisse krönt sich als gewiß;
Der Friede bringt Oelzweig' endloser Dauer.
Nun frisch vom Thau so balsamsüßer Tage
Blüht Lieb' in mir; mir beugt sich selbst der Tod,
Weil ich trotz ihm im Lied zu leben wage,
Indeß er blöden stummen Horden droht.
Und du im Liede sollst dein Denkmal finden,
Wann Erz und Wappen der Tyrannen schwinden.

108.

Was lebt im Hirn — wenn Dint' es schreiben kann —,
Das dir nicht meine Treue hätt' erklärt?
Wo träf' ich neues Wort und Gleichniß an,
Das meine Lieb' ausdrück' und deinen Werth?
Nein, lieber Junge; stets, tagaus tagein,
Sag' ich dasselbe, wie Gebet und Amen,
Und finde alt nicht alt, „du mein, ich dein",
Wie ich zuerst gesegnet deinen Namen.
Die ew'ge Lieb' im frischen Kleid der Liebe
Wägt ja der Jahre Staub und Raub nicht ab;
Nicht Falt' und Runzel gibt's, die sie vertriebe;
Das Greisenalter bleibt ihr junger Knapp;
Sie findet erste Liebe frisch und roth,
Wo Zeit und Form verkünden, sie sei todt.

109.

O falsch von Herzen darfst du nie mich nennen,
Weil Trennung scheinbar dämpfte meine Glut;
Wie könnt' ich mich von meiner Seele trennen,
Die sicher ja in deinem Busen ruht?
Da ist mein Herz zu Haus; wenn wie ein Wandrer
Ich fortzog, lenk' ich auch zurück den Schritt
Zu rechter Zeit und durch die Zeit kein andrer,
Und bring' für meine Schuld selbst Wasser mit.
Möcht' auch in mir jedwede Schwachheit walten,
Die je bestürmt jedwede Art des Bluts,
Doch gäb' ich nie — kannst du so blind mich halten? —
Für nichts dahin den Reichthum deines Guts.
Mir ist das All der Welt nichts außer dir,
Du Rose mein! du bist mein All in ihr.

110.

Ach, es ist wahr, ich schweifte hier und dort
Und machte mich zum Narren vor den Leuten,
Schnitt mir ins Herz, gab Theures wohlfeil fort,
Ging Trieben nach, die alte Sünd' erneuten.
Ja, es ist wahr, ich sah nur schel und scheu
Die Wahrheit an; doch bei dem Himmel droben,
Der Irrthum schuf mein Herz mir jung und neu;
Ich lernte deinen Werth durch schlimmste Proben.
Nun dies verging, nimm was kein Ende nimmt!
Nie wieder soll mir neue Speise munden;
Nie wieder werd' ein ältrer Freund verstimmt,
Ein Gott im Lieben, ich an ihn gebunden!
Nimm denn mich auf, du nächst dem Himmel Bester,
An deinem Herzen, Liebster, Treuster, Fester!

111.

Schilt auf Fortunen für mein übles Leben,
Die schuld'ge Göttin meines argen Handels,
Die mir zum Leben Bessres nicht gegeben
Als freie Kunst, die Mutter freien Wandels.
Drum trägt mein Nam' ein Brandmal eingebrannt;
Drum geht mein Wesen fast in dem verloren,
Worin es wirkt, wie eines Färbers Hand.
Fühl' Mitleid denn und wünsch' mich neugeboren.
Ich will geduldig Essigtränke trinken,
Mich von dem bösen Aussatz zu befrein;
Das Bitterste soll mir nicht bitter dünken,
Und zwiefach mag Kasteiung mich kastein.
Fühl' Mitleid denn, mein Freund, und glaube nur,
Dein Mitleid schon genügt für meine Cur.

112.

Dein Mitleid, deine Liebe tilgt die Spur,
Die Pöbelklatsch mir stempelte vors Haupt;
Schmäht oder lobt mich, wenn mein Theurer nur
Mein Schlechtes übergrünt, mein Gutes glaubt!
Du bist mir alle Welt; ein Mund nur, deiner,
Kündigt mir meine Ehr' und Schanden an;
Für keinen sonst leb' ich, für mich sonst keiner,
Der mein gestähltes Herz noch wandeln kann.
So tief begrab' ich alle Sorg' und Noth
Um fremdes Urtheil, daß mein Natternsinn
Für Tadler und für Schmeichler ist wie todt;
Merk', wie ich quitt mit den Verächtern bin:
Du bist so stark verwachsen in mein Streben,
Daß alle Welt mir todt erscheint daneben.

113.

Mein Auge sitzt, seit wir geschieden sind,
In meinem Geist, und lenkt es meinen Schritt,
So thut es halben Dienst, halb ist es blind,
Scheint sehend, doch in Wahrheit bin ich's quitt.
Denn keine Form mehr bis zum Herzen bringt es
Von Blumen, Vögeln, oder was es streift;
Das Leben rings, nicht mehr zum Geiste dringt es;
Sein eigner Blick behält nicht, was er greift.
Denn was er sieht, ob ungeschlacht, ob fein,
Ob garst'ge Rauheit oder süße Milde,
Berg oder Meer, Nacht oder Sonnenschein,
Taub' oder Kräh', er formt's nach deinem Bilde.
Unfähig mehr zu fassen, voll von dir,
Wirkt so mein treuer Geist Untreu' in mir.

114.

Trinkt nun mein Geist, weil so gekrönt mit dir,
Das Gift der Könige, diese Schmeichelei?
Wie? oder sagt mein Auge Wahrheit mir?
Lehrt deine Lieb' ihm diese Zauberei,
Daß Ungethüm' und wüste Häßlichkeit
Wie Cherubim und hold wie du erscheinen;
Daß es aus Schlechtem schafft Vollkommenheit,
So schnell sich Ding' in seinem Strahl vereinen?
Nein, Schmeichelei ist diese ganze Schau,
Und fürstlich schlürft mein großer Geist sie ein;
Mein Auge weiß, was er sich wünscht, genau,
Und mundgerecht für ihn würzt es den Wein.
Wär's Gift, die Sünde wär' doch nicht so schwer;
Weil ja mein Aug' es liebt und schmeckt vorher.

115.

Die Verse, die ich schrieb, wie logen sie,
Daß ich dich nie herzinn'ger lieben könne!
Da wußt' ich aber nicht, warum und wie
Die volle Flamme einst noch klarer brenne;
Und weil die Zeit durch Zufäll' ohne Zahl
Eidschwüre löst, Königsgebot vernichtet,
Scharf Wollen stumpf macht, heil'ge Schönheit fahl,
Und starken Geist auf flücht'ge Dinge richtet —
Voll Furcht vor solcher Tyrannei der Zeit
Durft' ich nicht sagen: „Jetzt lieb' ich am meisten",
Sicher in so unsichrer Seligkeit?
Denn für den Rest war Bürgschaft nicht zu leisten.
Lieb' ist ein Kind; durft' also nicht mein Text
Dem volles Wachsthum leihn, was stets noch wächst?

8*

116.

Fürs Ehebündniß treuer Seelen kenne
Ich keinen Scheidungsgrund. Lieb' ist nicht Liebe,
Die Trennung sucht, weil sich der andre trenne,
Die dem Entlaufnen seinen Laufpaß schriebe.
O nein, sie ist die unverrückte Marke,
Die auf den Sturm herabschaut hoch und fest;
Sie ist der Stern für die verirrte Barke,
Deß Höhe wol, deß Werth ihr nimmer meßt.
Sie ist kein Narr der Zeit; dem Rosenmunde,
Der blüh'nden Wange droht der Sense Schlag;
Doch Liebe wechselt nicht mit Woch' und Stunde;
Sie harret aus bis an den letzten Tag.
Wenn dies ein Wahn ist, wenn sich das ergibt,
Dann schrieb ich nie, dann hat kein Mensch geliebt.

117.

Verklag' mich so: daß ich mit kargem Maß
Dir meine Schuld für deine Lieb' entrichtet;
Daß ich dir aufzuwarten ganz vergaß,
Wozu mich täglich jede Pflicht verpflichtet;
Daß ich zu niedren Geistern mich gesellt,
Der Welt preisgebend deine theuren Rechte;
Daß Segel ich nach jedem Wind gestellt,
Damit er dir mich aus den Augen brächte.
Nimm meinen Trotz und Schuld zu Protokoll;
Auf die Beweise häufe den Verdacht;
Stell' mich als Zielscheib' auf für deinen Groll,
Doch feure nicht auf mich, wann er erwacht!
Ich appellir': ich hab' es so getrieben
Zur Prüfung deiner Treu und Kraft im Lieben.

118.

Wie man, um schärfre Eßlust zu erzeugen,
Den Gaumen reizt mit beißender Substanz;
Wie man, verborgnen Uebeln vorzubeugen,
Aus Furcht vor Krankheit krank wird durch Purganz:
So, voll von deiner niemals eklen Süße,
Mischt' ich die Kost mit bittern Spezerein,
Und krank vor Glück, eh' noth that, daß ich büße,
Hielt ich's für angebracht unpaß zu sein.
So schuf sich Politik der Lieb' ein Leid,
Noch eh' es kam, und ward zum sichern Schaden;
Gesunder Zustand wollt' aus Ueppigkeit
Des Guten durch das Ueble sich entladen.
Eins aber lernt' ich so: ein solcher Trank ist
Ein Gift für den, der deinethalb so krank ist.

119.

Sirenenthränen schlürft' ich, ach wie oft!
Gebraut in Kolben, schwarz wie Hölle drinnen;
Hoffend hab' ich gebangt und bang gehofft,
Verlierend stets, und glaubte zu gewinnen.
Unsel'gen Irrthum, ach, beging mein Herz,
Dieweil es sich beglückt wie niemals glaubte;
Die Augen aus den Höhlen trieb der Schmerz,
Wann dieses Fieber rast' in meinem Haupte.
O heilsam Unheil! denn ich hab's geschaut,
Wie Bessres wird noch besser durch das Böse;
Zerstörte Liebe, wieder aufgebaut,
Wird reicher nur an Schönheit, Kraft und Größe.
Gestraft kehr' ich zum Glück, und Unheil spendet
Mir dreimal reichres Gut, als ich verschwendet.

120.

Daß einst du lieblos warst, das hilft mir jetzt,
Und ohne die damals empfundne Qual
Erläg' ich unter meiner Schuld zuletzt;
Denn meine Nerven sind kein Schmiedestahl.
Wenn meine Kälte dir am Herzen nagte,
Wie deine mir, dann littst du Höllenpein;
Und ich Tyrann! daß ich mir gar nicht sagte,
Wie ich einst litt durch deine Tyrannein!
Hätt' ich's in jener unsrer Jammernacht
Recht tief gefühlt, wie wahre Leiden schmerzen,
Flugs hätt' ich dir, du hättest mir gebracht
Den schlichten Balsam für die Wund' im Herzen.
Nun dient als Sühne jenes dein Vergehn,
Und meins macht deins, deins meines ungeschehn.

121.

'S ist besser schlecht zu sein als schlecht zu heißen,
Wann Nichtsein so wie Sein Schmach nach sich zieht
Und jenes Glück verliert, das Menschen preisen,
Nicht weil man's fühlt, nur weil's ein andrer sieht.
Wie darf des Lasters Auge sich erfrechen,
Gruß zu entbieten meinem heißen Blut?
Wie dürfen Schwächre ausspähn meine Schwächen,
Volk, welchem schlecht dünkt, was mir gilt als gut?
Nein, ich bin was ich bin, und all ihr Zielen
Auf meine Schuld wird ihnen zum Gericht;
Vielleicht seh' ich gradaus, und jene schielen;
Ihr arger Sinn mißt meine Thaten nicht,
Falls man nicht meint, daß Menschen allezeit
Schlecht sind und herrschen in der Schlechtigkeit.

122.

Dein Büchlein, dein Geschenk, trag' ich ganz voll
Von dauernder Erinnrung im Gehirne,
Die eitles Weltspiel überdauern soll,
Ja alle Zeit und Wandel der Gestirne.
So lange wenigstens als noch in mir
Gehirn und Herz die Kraft zu leben finden,
Bis dem Vergessen sie ihr Theil an dir
Hingeben, soll nicht dein Gedächtniß schwinden.
Dies Dinglein konnte nicht so vieles fassen,
Noch brauch' ich Kerbholz für so lieben Gast;
Drum gab ich's fort und hab' mich dreist verlassen
Auf ein Gedenkbuch, das dich besser faßt.
Für dein Gedächtniß mir Gehülfen leihen,
Das hieße der Vergeßlichkeit mich zeihen.

123.

O nein, du sollst mich nie verwandeln, Zeit!
Bau' Pyramiden mit verjüngter Macht:
Mir sind sie keine neue Herrlichkeit
Ein altes Schauspiel nur in neuer Tracht.
Weil wir von gestern sind, stehn wir und gaffen,
Wenn du uns neu aufheftest alten Tand,
Als wär' er frisch für unsre Lust erschaffen,
Und wissen doch, er war schon längst bekannt.
Ich spotte dein und deiner Chronica,
Von Gegenwart und Vorzeit ungeblendet;
Denn Lug ist alles, was ich las und sah,
Groß oder klein wie deine Flucht es wendet.
So aber sei es, so gelob' ich's hier:
Ich bleibe treu, trotz deiner Sens' und dir.

124.

Wär' meine Liebe nur ein Kind der Größe,
Sie hinge ab von Schicksals Huld und Haß,
Fortunens Bastard, Spielball aller Stöße,
Blum' unter Blumen, mit dem Grase Gras.
Nein, fern vom Zufall baut' ihr Haus die Liebe;
Sie kränkelt nicht im Lächeln stolzer Pracht,
Noch fällt sie durch des Sklavenunmuths Hiebe,
Den lockend unsre Zeit zur Mode macht.
Sie scheut nicht Politik, die Ketzerin,
Die ihren Dienst verdingt auf Stundendauer;
Nein, ganz allein steht sie mit klugem Sinn;
Glut treibt sie nicht und sie ersäuft kein Schauer.
Dies Zeugniß müßt ihr Narrn der Zeit mir geben,
Die ihr gottselig sterbt nach argem Leben.

125.

Was wär' es mir, den Baldachin zu tragen,
Mit äußrer Form dich ehrend vor der Welt?
Was, einen Bau der Ewigkeit zu wagen,
Der schneller als Ruin und Schutt zerfällt?
Wie manchen sah ich, der um Pracht und Prunken
Alles und mehr verlor durch zu viel Pacht,
Der schlichtes Brot entbehrt um süße Tunken,
Der gaffend es zum Bettler hat gebracht!
In deinem Herzen laß mich dienstbar sein;
Arm aber frei beut meine Spende sich,
Die keinen Beisatz kennt noch Künstelein,
Nur Doppelaustausch, einfach ich für dich.
Hinweg, Verleumder! Wann verklagt am meisten,
Fühlt sich ein treues Herz von dir am freisten.

126.

O du mein holder Knabe, dessen Hand
Der Zeit die Sichel und ihr Glas entwand;
Du, der durch Altern wuchs und so beweist,
Daß ich verdorre, während du gedeihst:
Wenn die Natur, Monarchin über Trümmer,
Dich, wie du vorwärts gehst, zurückzieht immer,
So schont sie deiner nur, weil sie die Zeit
Beschämen will und strafen ihren Neid.
Doch fürchte sie, du Liebling der Natur;
Sie fristet ihren Schatz doch Jahre nur:
Der Zahltag kommt, so oft sie ihn verschiebt,
Wo sie dich schuldet und hinweg dich gibt.

127.

Wer dachte sonst, daß Schwarz auch lieblich färbe?
Der Titel Schönheit ward ihm nie gewährt.
Doch nun wird Schwarz des Schönheitsthrones Erbe,
Und Schönheit wird mit Bastardschmach entehrt;
Denn seit jedwede Hand mit falschem Stempel
Natur ins Amt pfuscht und das Garst'ge schönt,
Hat süße Schönheit Namen nicht noch Tempel;
Sie lebt entheiligt oder doch verhöhnt.
Drum rabenschwarz ist meiner Herrin Haar,
Die Augen auch, als ob sie Trauer trügen
Um solche, die, unschön geboren zwar,
Doch Schönheit zeigend, die Natur belügen.
Doch Trauer steht ihr so, daß jeder meint,
Die Schönheit müss' aussehn, wie sie erscheint.

128.

Wie oft, wann du, Musik mir, musicirest,
Wann unter lieben Fingern hochbeglückt
Das Holz sich regt und tönt, und du regierest
Der Saiten Wohllaut, der mein Ohr berückt;
Wie oft beneid' ich dann die flinken Tasten!
Wie springen sie und küssen dir die Hand,
Ach, meine Lippen stehn dabei und fasten,
Ob solcher Keckheit schamroth, festgebannt.
Um solches Streicheln tauschten sie getrost
Rang, Los und Stand mit jener Tänzersippe;
Denn seliger, von Fingern so liebkost,
Ist todtes Holz als die lebend'ge Lippe.
Wenn kleine Klötzchen denn so schwelgen müssen,
Laß sie die Finger, mich die Lippen küssen.

129.

Aufwand der Lebenskraft in wüster Schande
Ist Wollust, wenn am Ziel — und bis zum Ziel
Eidbrüchig, mörderisch, von wildem Brande,
Barbarisch, maßlos, grausam, falsch im Spiel;
Genossen kaum und nichts ist leerer, öder,
Sinnlos erjagt und dann, noch kaum erhascht,
Sinnlos verwünscht wie ein verschluckter Köder,
Der Tollheit zeugt, wenn einer davon nascht;
Im Suchen toll, toll im Besitz zumal,
Erlangt, verlangt, verlangend ohne Zaum,
Im Schmecken Wonn', im Nachschmack bittre Qual,
Erst ein ersehntes Glück, hernach ein Traum.
Dies weiß die Welt, doch niemand weiß zu meiden
Den Himmelspfad zu diesem Höllenleiden.

130.

Mein Mädchen hat nicht Augen wie zwei Sonnen,
Noch Lippen wie Korallen anzuschaun;
Ist Haar Gespinst, so ist sie schwarz besponnen;
Ist Schnee recht weiß, sind ihre Brüste braun.
Ich kenne purpurne, auch weiße Rosen,
Doch fand ich beid' auf ihren Wangen nicht,
Und mehr Arom ist oft in Salbendosen
Als in dem Athem, wann mein Liebchen spricht.
Ich hör' ihr gerne zu, doch muß gestehen,
Daß die Musik viel süßern Wohllaut hat;
Ich hab' noch keine Göttin wandeln sehen;
Mein Liebchen tritt beim Gehen auf den Pfad.
Doch find' ich sie, bei Gott, so hübsch wie jede,
Die man belügt mit falscher Gleichnißrede.

131.

Tyrannisch bist du doch, so wie du bist,
Wie Fraun, die stolze Schönheit grausam macht;
Du weißt einmal, für mich Verliebten ist
Kein Kleinod dir an Werth gleich und an Pracht.
Doch sagen Leute, daß um dein Gesicht
Die Liebe keinen Seufzer je verlöre;
Zu sagen, daß sie irren, wag' ich nicht,
Obwol ich's für mich selbst im stillen schwöre.
Und zur Erhärtung, daß ich Wahrheit schwor —
Blos weil ich dein Gesicht im Geiste sehe —,
Bezeugten tausend Seufzer dann im Chor,
Daß über allen Glanz dein Schwarz mir gehe.
Denn nichts an dir ist schwarz als nur dein Thun,
Und daher, glaub' ich, stammt dies Lästern nun.

132.

Ich liebe deine Augen, die bedauernd,
Weil ja dein Herz mich quält mit Sprödigkeit,
In schwarzer Tracht wie liebe Freunde trauernd,
Mit reizendem Erbarmen schaun mein Leid.
Mir scheint, daß nicht die Sonn' im Morgenrothe
Des Ostens grauer Wange schöner läßt,
Noch jener volle Stern, des Abends Bote,
Nur halb so stolz verklärt den ernsten West.
Wie dein Gesicht die trauernden Augen schmücken,
So schmück' um mich die Trauer auch dein Herz;
Das Trauern steht dir einmal zum Entzücken,
Drum trag des Mitleids Farben allerwärts!
Dann will ich schwören, daß die Schönheit schwarz sei
Und garstig, wer nicht deiner Farb' und Art sei.

133.

Verflucht das Herz, das mir das Herz gebrochen,
Weil es dem Freund und mir die Wunde schlug!
Mußt du ins Joch auch ihn, den Theuren, jochen?
War mich allein zu foltern nicht genug?
Dein grausam Auge riß mich selbst von mir,
Nun hast du auch mein zweites Ich genommen;
Verwaist bin ich von ihm und mir und dir:
Dreifache Qual, dreimal zu Fall zu kommen!
Versperr' mein Herz in deine Eisenbrust,
Doch nimm es dann als Pfand an Freundes Stelle;
Mein Herz verwahr', und seins in mir; so mußt
Du glimpflich sein mit ihm in meiner Zelle.
Und doch, was hilft's? Da du mein Kerker bist,
Bin ich ja dein sammt dem, was in mir ist.

134.

So hab' ich's denn gestanden: er ist dein,
Und ich bin selbst verpfändet deinem Willen;
Mich geb' ich preis, wenn jenes andre „Mein"
Du mir zurückgibst, meinen Schmerz zu stillen.
Du willst es nicht, und er will unfrei bleiben;
Denn er ist gut, und gierig kenn' ich dich.
Er lernte nur für mich als Bürge schreiben,
Nun bindet ihn der Schein so fest wie mich.
Du brauchst das Pfandrecht deiner Schönheit, Böse,
Du Wucherin, die alles legt auf Zins;
Belangst den Freund, daß meine Schuld er löse,
Und so verlor ich ihn leichtfert'gen Sinns.
Verloren hab' ich ihn; du hast uns zwei:
Er zahlt die Schuld, und ich bin doch nicht frei.

135.

Laß andern ihren Wunsch; dir bleibt dein Wille
Und Will dazu und Will im Ueberfluß.
Mehr als genug bin ich, der niemals stille;
Dein süßer Wille kommt durch mich ins Plus.
Dein Will' ist groß und weit; willst du denn nimmer,
Daß sich mein Will' einmal in deinen hüllt?
Soll andrer Will' Erhörung finden immer,
Und wird mein eigner Wille nie erfüllt?
Die See, ganz Wasser, kann den Durst nicht stillen,
So groß sie ist, trinkt sie den Regen doch;
So füg' ein Willchen mehr zu deinem Willen;
Da wird dein großer Wille größer noch.
Sei gnädig: denk' daß alle deine Grillen
Ein Wille sei'n, und ich in diesem Willen.

136.

Schilt deine Seel', ich sei zu nah gekommen,
So schwör' der blinden Seel', ich sei dein Wille;
Und Wille, weiß sie, wird dort aufgenommen.
So weit, mein Lieb, mein Liebesflehn erfülle!
Der Will' erfüllt dann deinen Liebesschatz,
Füllt ihn mit Willen voll — mein Will' ist einer —;
Wo großer Raum, da ist für viele Platz,
Und einer gilt in großer Zahl als keiner.
Laß ungezählt mich denn im Haufen stehn,
Wenn auch im Buch als Einer angeschrieben;
Sieh mich als Null an, nur geruh' zu sehn,
Daß meine Null ein Etwas ist zu lieben.
Nur meinen Namen lieb', und ich bin still;
Dann liebst du mich ja; denn mein Nam' ist Will.

137.

Was, blinde Liebe, thust du meinen Augen?
Sie schauen, aber sehn nicht was sie sehn;
Das Köstlichste scheint ihnen nichts zu taugen,
Obgleich sie sich auf Schönheit wol verstehn.
Sie ankerten, verlockt vom Liebesblicke,
In einer Bucht, die jedes Schiff empfängt;
Aus meiner Augen Irrthum drehst du Stricke,
Darin sich meines Herzens Urtheil fängt.
Wie kann dem Herzen ein Privatgut scheinen,
Was aller Welt gemein ist, wie ich weiß?
Wie kann mein Aug' es sehn und doch verneinen,
Verwechselnd garstig Schwarz und keusches Weiß?
Treu-echtes haben Aug' und Herz verkannt
Und sind nun an die falsche Pest gebannt.

138.

Schwört sie, daß sie ein Herz voll Treue habe,
So glaub' ich ihr, obschon ich weiß, sie lügt,
Damit sie denken soll, ich sei ein Knabe,
Der noch nicht weiß, wie fein die Welt betrügt.
So wähnend, daß sie wähn', ich sei ein Junge,
Obwol sie weiß, mein Mittag ist schon um,
Bring' ich zu Ehren ihre Lügenzunge:
So beiderseits bleibt ehrliche Wahrheit stumm.
Doch warum sagt sie nicht, daß sie betrüge,
Und warum sag' ich ihr mein Alter nicht?
Ach, Liebe trägt so gern der Treue Züge,
Und Greisenlieb' ungern von Jahren spricht.
Drum lügen wir einander an und sind
Durch Schmeichellüg' in unsern Fehlern blind.

139.

O fordre nicht, daß ich dich noch vertheid'ge,
Wenn deine Grausamkeit das Herz mir bricht;
Mit Blicken nicht, mit Wort und Mund beleid'ge;
Kraft setz' an Kraft; mit List erwürg' mich nicht.
Sag', du liebst anderswo; nicht aber schiel',
Mein Lieb, beiseit vor meinen seh'nden Augen;
Wozu die Kunst? du hast der Macht so viel,
Daß meine Waffen nicht zur Abwehr taugen.
Laß mich dein Anwalt sein! Dir war bekannt,
Daß stets dein holder Blick mein Feind gewesen;
Drum hast du meinen Gegner fortgesandt,
Um anderswo sich Opfer zu erlesen.
Doch thu es nicht! Halb starb ich schon; darum
Erbarm' dich, bring' mich ganz mit Blicken um.

140.

Sei weise, wie du grausam bist, und quäle
Mein stummes Dulden nicht durch zu viel Hohn,
Daß Gram nicht Worte find' und laut erzähle,
Wie mitleidlos du mich gefoltert schon.
Viel besser wär's — beherzige den Rath —,
Wenn nicht zu lieben, Liebe doch zu schwören,
So wie die Kranken, wann ihr Stündchen naht,
Vom Arzt nur Worte der Genesung hören.
Wenn ich verzweifle, werd' ich nämlich toll
Und könnt' aus Tollheit böse Dinge sagen;
Die Welt ist aber aller Bosheit voll;
Manch tolles Ohr glaubt toller Mäuler Klagen.
Erspar' uns dies! Gradaus die Augen halt,
Wenn auch dein stolzes Herz ins Weite wallt.

141.

Fürwahr, nicht mit den Augen lieb' ich dich,
Die tausend Fehler ja an dir betrachten.
Mein Herz vergaffte trotz den Augen sich
Und das vergöttert nun, was sie verachten.
Auch schwelget nicht mein Ohr in deinem Ton;
Kein niedrer Kitzel des Gefühls in mir,
Geschmack nicht noch Geruch begehrten schon
Nach einem Sinnenschmaus allein mit dir.
Doch hindern die fünf Sinne nimmermehr
Ein thöricht Herz, dir Knechtesdienst zu weihn;
Es läßt den Thron in meinem Körper leer,
Um deines stolzen Herzens Sklav' zu sein.
Nur eins dünkt mich Gewinn bei meiner Pest,
Daß sie mich züchtigt, die mich sünd'gen läßt.

142.

Lieb' ist mein Sünd'gen, deine Tugend Haß,
Haß meiner Sünd', erzeugt durch sündhaft Lieben;
Daß du mich so verdammst, verdien' ich das,
Wenn du erwägst, wie du es hast getrieben?
Soll Menschenmund mich richten, warum deiner,
Der seinen Scharlachstaat entweiht durch Trug,
Untreu' besiegelt hat so oft wie meiner,
Des fremden Betts Einkünfte unterschlug?
Ich darf dich lieben wie du andre liebst;
Wie dich mein Aug' anfleht, buhlt deins mit ihnen;
Pflanz' Mitleid in dein Herz! Wie du es gibst,
So wird dein Mitleid Mitleid auch verdienen.
Wenn du zu haben suchst, was du mir wehrst,
Dann darbe du, wie du mich darben lehrst.

143.

Schau', wie ein sorgsam Mütterchen sich hastet,
Ein Huhn zu greifen, das ihr durchgegangen,
Ihr Kindchen niedersetzt und nimmer rastet,
Um ihren Flüchtling wieder einzufangen;
Derweil ihr Kind, das sich verlassen sieht,
Ihr schreiend nachläuft; aber sie geschwinde
Verfolgt ihr Ziel, das ihr vor Augen flieht,
Und fragt nicht nach dem armen zorn'gen Kinde:
So rennst auch du nach einem flieh'nden Ziele,
Und ich, dein Kind, weit hinten jage dich;
Wenn du dein Hoffen fängst, kehr' um und spiele
Mit mir die Mutter, küss' und herze mich.
Dann will ich auch, wenn du mit Trost mich labest,
Gern beten, daß du deinen Willen habest.

144.

Zwei Liebste hab' ich, mir zu Wonn' und Pein,
Die wie zwei Geister allezeit mich locken;
Der beßre Engel ist ein Mann gar fein,
Der schlechtre Geist ein Weib mit finstern Locken.
Um mich zu werben für den Höllenrachen,
Lockt mir das Weib den guten Geist abseits,
Will meinen Heiligen zum Teufel machen
Und kirrt sein lautres Herz mit argem Reiz.
Doch ward der Engel Teufel? Bang und peinlich
Argwöhn' ich nur, ich weiß es nicht direct.
Die zwei sind fort; sie sind gut Freund; wahrscheinlich
Ein Engel in des andern Hölle steckt.
Doch ich erfahr' es nie und leb' in Zweifel,
Bis es zu heiß dem Engel wird beim Teufel.

145.

Ihr Mund, geformt von Amor's Hand,
Haucht' einen Ton, der sprach: „Ich hasse“,
Zu mir, der schmachtend vor ihr stand.
Doch wie sie merkte, ich erblasse,
Flugs war die Gnad' in ihr erregt;
Die schalt den Mund, der sonst nur süßen
Und milden Spruch zu fällen pflegt,
Und lehrt' ihn neu mich so begrüßen:
Auf ihr „ich hasse“ folgt' ein Wort
Wie holder Tag der finstern Stunde,
Wann schwarze Nacht vom Himmel fort
Wie Satan flieht zum Höllenschlunde;
Den Haß sie von „ich hasse“ strich
Und sprach das Retterwort: „Nicht dich.“

146.

Ach Seele, Centrum meiner sünd'gen Erde,
Narr der Rebellenmächte, die dich kleiden,
Was welkst du drinnen, darbst am eignen Herde,
Und schmückst die äußern Wände mit Geschmeiden?
Wozu die Kosten bei so kurzer Pacht
An dein vergänglich Wohnhaus noch verschwenden?
Willst du, daß Würmer, Erben dieser Pracht,
Den Aufwand fressen? soll dein Leib so enden?
Drum, Seele, zehr' vom Darben deiner Knechte;
Von ihrem Welken mehre deinen Hort;
Fürs taube Erz der Zeit kauf' ew'ge Rechte;
Werd' innen satt; gib äußern Reichthum fort.
Den Tod verzehrst du dann, wie Menschen er,
Und wann der Tod stirbt, gibt's kein Sterben mehr.

147.

Mein Lieben ist wie Fieber, stets begehrend
Nach allem was die Krankheit nährt in mir,
Und alles, was das Uebel stärkt, verzehrend,
Verführt von kränklich-schwankender Begier.
Vernunft, des Herzens Arzt, hat mich verlassen,
Voll Zorns, weil ich nicht that, was er gebot,
Und rettungslos beginn' ich's nun zu fassen:
Begierde, die den Arzt verwarf, ist Tod.
Verlassen von Vernunft, bin ich verloren,
Und rasend-toll vor Unruh immerdar,
Denk' ich und rede wie verrückte Thoren,
Ins Blaue, leeren Schall, der Wahrheit bar.
Dich nannt' ich schön, dich hab' ich rein gedacht,
Und bist doch schwarz wie Hölle, wüst wie Nacht.

148.

Setzt mir die Liebe Augen in den Kopf,
Die nicht im Einklang mit der Wahrheit stehn?
Wie, oder ward mein Urtheil solch ein Tropf,
Der irrig abschätzt, was sie richtig sehn?
Wenn schön ist, was mein falsches Auge pries,
Wie kömmt es, daß die Welt es unschön hält?
Wenn nicht, so lehrt die Liebe deutlich dies:
Ihr Aug' ist nicht so treu wie das der Welt.
Wie könnt' es auch? Wie kann der Blick der Liebe
Treu bleiben , wenn er immer weint und wacht?
Kein Wunder, wenn ich wahr und falsch verschiebe;
Die Sonne selber sieht ja nicht bei Nacht.
O schlaue Lieb', in Thränen mich zu blenden,
Weil helle Augen deine Sünde fänden!

149.

Grausame, leugnest du, daß ich dich liebe?
Verschwör' ich nicht mit dir mich wider mich?
Vergess' ich nicht mich selber dir zu Liebe
Und denk', o Erztyrannin, nur an dich?
Nenn' ich wol jemand Freund, wenn du ihm grollest?
Wo du die Stirne furchst, thu' ich da schön?
Ja, wenn du wider mich die Augen rollest,
Straf' ich mich selbst mit schleunigem Gestöhn.
Wann war ich je zu stolz, zum Dienst des Knechtes
Dir mein Verdienst und meine Kunst zu weihn?
Ach, all mein Bestes betet an dein Schlechtes,
Regiert von deinen Augen ganz allein.
Doch hasse nur; ich weiß ja, liebes Kind,
Du liebst die Sehenden, und ich bin blind.

150.

O welche Macht gab dir so mächt'ge Kraft,
Die durch ein Nichts mein Herz bezwingen mag,
Daß mir mein ehrlich Auge lügenhaft,
Daß mir verdunkelt scheint der helle Tag?
Wer gab dir diese Anmuth böser Werke,
Daß noch der ärgste Kehricht deiner Schmach
Den Stempel trägt der Meisterschaft und Stärke,
Dein Schlimmstes mehr als Bestes mich bestach?
Wer lehrte dich mehr Lieb' in mir entflammen,
Je mehr ich hör' und seh', Haß wär' gerecht?
O, lieb' ich gleich, was andre schwer verdammen,
Mit andern mich verdammen steht dir schlecht.
Dein Unwerth hat die Lieb' in mir genährt;
So bin ich deiner Lieb' am meisten werth.

151.

Lieb' ist zu jung und weiß nichts von Gewissen,
Das doch, wie jeder weiß, der Lieb' entstammt.
Drum, holder Schelm, schmäh' mich nicht so beflissen;
Denn deine Schuld ist's, wenn man mich verdammt.
Von dir bestrickt, verstrickt mein bessres Theil
Sich mit in meines Fleisches Rebellion;
Die Seele spricht zum Fleisch: „Lieb' ist dein Heil;
Da triumphir'!“ Fleisch spricht der Weisheit Hohn,
Steigt auf bei deinem Namen, weist auf dich
Als Siegespreis. Stolz auf dies stolze Wallen,
Beschied' es gern als armes Lastthier sich,
In deinem Dienst zu stehn, bei dir zu fallen.
Nenn's nicht Gewissensmangel, wenn ich alle
Lieb nenn', in deren Lieb' ich steig' und falle.

152.

Daß meine Lieb' ein Eidbruch ist, das weißt du;
Doch doppelt Eidbruch war dein Schwur der Treue;
Du brachst dein Bettgelöbniß, nun zerreißst du
Nach neuer Lieb' in neuem Haß das neue.
Doch was verschlägt zweimal gebrochner Schwur?
Brach ich nicht zwanzig? Was ich dir geschworen
War falscher Eid, um dich zu täuschen nur;
Mein Treu und Glaube ging in dir verloren.
Ich schwor auf deines Herzens Wohlgesinntheit,
Auf deine Lieb' und Treue bis ans Grab;
Dich zu beleuchten, schlug ich mich mit Blindheit,
Und was mein Auge sah, das schwor ich ab.
Ich schwor, du seiest schön! gottloser Eid:
Ein Schwur, durch solche garst'ge Lüg' entweiht!

153.

Cupido ließ die Fackel ruhn und schlief;
Das merkte von Dianens Jungfraun eine,
Und tauchte sein herzbrennend Feuer tief
In einen kalten Thalquell dort im Haine;
Der borgte von der heil'gen Liebesglut
Lebend'ge, ew'ge Hitze, und noch heute
Ist er ein siedend Bad, das Wunder thut
An seltsamen Gebresten kranker Leute.
Dein Blick hat Amor's Fackel neu entfacht,
Und sieh, der Schalk prüft sie an meinem Herzen;
Ich, ganz erkrankt, auf Badecur bedacht,
Besuchte jenen Quell, ein Mann der Schmerzen,
Doch half es nichts: ein Bad nur heilt den Brand:
Das Augenpaar, wo Amor Feuer fand.

154.

Der kleine Liebesgott lag einst und schlief,
Die herzverglüh'nde Fackel ihm zur Seite,
Und sieh, ein Nymphenchor zusammenlief,
Der seine Jugend keuschem Leben weihte.
Die Schönste nahm das Feuer, das die Brust
Zahlloser Treuverliebter schon entfachte;
So kam es, daß den Feldherrn heißer Lust
Jungfrauenhand im Schlafe wehrlos machte.
Der Brand erlosch im kühlen Quell alldort;
Der Quell jedoch, die ew'ge Hitz' empfangend,
Ward nun für Siech' ein Bad und Zufluchtsort.
Ich aber, Heilung für mein Herz verlangend,
War dort und fand: das Feuer süßer Triebe
Macht Wasser heiß; kein Wasser kühlt die Liebe.

Anmerkungen.

1. Sonett. Sonett 1—17 sind Variationen über das Thema, daß die Schönheit es der Welt schuldig sei durch Fortpflanzung sich ewige Dauer zu sichern. Sie soll nicht wie ein Geizhals sich an ihrem Reichthum weiden, sondern ihn fruchtbar machen. Mit ähnlichen Argumenten, wie diese Sonette sie aussprechen, redet in „Venus und Adonis" die Liebesgöttin dem spröden Jäger zu. Auch in Viola's Ermahnung an Olivia (in „Was ihr wollt") kehrt der nämliche Gedanke wieder, der vielleicht tiefsinniger ist, als er auf den ersten Blick erscheinen mag. Das Schlußcouplet des Originals ist so lakonisch construirt, daß die Uebersetzung ihm nur annähernd folgen kann. „Erbarm' der Welt dich, oder sei der Vielfraß, das der Welt Zukommende zu verschlingen, durch das Grab und dich." Das „Eigenthum der Welt" ist natürlich die schöne Nachkommenschaft und die Schönheit des Freundes selbst, die verloren gehen würden durch seine Schuld und durch das Grab, wenn er sich nicht erweichen läßt.

2. Sonett. „Dies feine Kind macht meine Rechnung quitt, entschlägt mein Alter." Eins von den dreisten Bildern, welche Shakespeare dem alltäglichen Leben entlehnt, ohne sich an akademische Prüderie zu kehren. Das Kind ist die Abtragung einer Schuld; mit ihm wird der Vater seiner Verbindlichkeiten gegen die Welt entschlagen. Auch die „Laufgräben" (trenches) in Zeile 2 sind ein solches realistisches Bild. Dagegen bietet der

Schluß eine Probe raffinirten Sonettenstils: der Greis sieht in seinen Kindern das eigene Blut warm; er fühlt es kalt in seinen Adern. Manche Leute ärgern sich unnöthig über diese Witzspiele, die der Dichter selbst schwerlich ernsthaft hat vortragen wollen. Man muß sich sein schelmisches Lächeln hinzudenken.

4. Sonett. Das durchgeführte Bild ist wiederum prosaischen Geschäftssphären entlehnt. Die Schönheit ist ein zu milden Zwecken bestimmtes Legat oder ein Kapital, mit welchem ergiebiger Handel getrieben werden könnte, das aber nicht einmal Zinsen trägt, wenn der Inhaber nur mit sich selbst verkehrt und sich selbst also um seine Habe betrügt. Wenn er fruchtbringende Geschäfte betriebe, dann würde sein Schatz, seine Schönheit, ihn überleben und als Testamentsvollstrecker sein Vermächtniß der Welt erhalten.

5. und 6. Sonett. Die beiden Sonette bilden ein Ganzes, wie zwei Strophen, was noch öfter vorkömmt. Die bizarre Kühnheit des Bildes von der ausgezogenen Essenz des Jünglings, die, auf Flaschen gefüllt, ihn überdauern soll, tritt im Original noch schärfer durch die im deutschen Verse nicht wol zulässige Anwendung der technischen Ausdrücke „Destillation" und „destillirt" hervor: „Wenn dann des Sommers Destillation nicht wäre, ein flüssiger Gefangner, in gläserne Mauern eingesperrt u. s. w." und „ehe du destillirt bist, sorge dafür, daß des Winters Faust deinen Sommer nicht verschände". Sehr viel von der Physiognomie des Shakespeare'schen Stils beruht in der ungenirten, oft gewaltsamen Heranziehung solcher frappanten Gedankenverbindungen, die nach den herkömmlichen Schulbegriffen „unpoetisch" oder „unedel" sind. Der Uebersetzer muß sich sehr hüten, derartige Züge zu verflachen, wenn nicht, wie im vorliegenden Falle, die Sprache selbst dazu nöthigt. Das Widerliche des Fremdworts hat natürlich „distillation" nur im Deutschen.

7. Sonett. „The gracious light" wird die Sonne genannt, weil sie wie ein einziehender König gedacht wird; „gracious" ist also hier mehr als freundlich, das monarchische Prädicat, wie denn auch gleich hernach von der „heiligen Majestät" der Sonne die Rede ist.

8. Sonett. „Musik dem Ohr" ist die Anrede an den Ge-

feierten; so wird im 128. Sonett die Geliebte „meine Musik“ genannt.

11. Sonett. „Wen die Natur nicht schuf zur Früchtezier“ ist nur eine Umschreibung dessen, was das Original directer, aber kaum übersetzbar sagt: „Whom nature hath not made for store“, d. h. wen die Natur nicht zur Vermehrung ihres Vorraths, also zur Fortpflanzung, geschaffen hat. Uns klingt das fast brutal.

13. Sonett. Die Anhänger der Southampton-Theorie verfehlen nicht, hervorzuheben, daß der Vater des Grafen verstorben war, seine Mutter aber (vgl. das 3. Sonett) noch lebte, als diese Gedichte entstanden. Die Anspielung wäre indeß kaum sehr glücklich gewesen, da der Graf von Southampton seinen Vater schon im Kindesalter verlor.

14. Sonett. Der Vers: „Wann du von dir zum Mehren wirst bekehrt“, lautet im Original ebenso befremdlich: „If from thyself to store thou wouldst convert.“ Der Freund soll sich von seiner egoistischen Selbstvertiefung, „von sich“ bekehren, um zur Mehrung (store) des Menschengeschlechts beizutragen. Nur dann werden „Wahrheit und Schönheit im Bunde“, d. h. äußerlich und innerlich vollkommene Menschen fortdauern.

15. und 16. Sonett. Das Leben gleicht einer Bühnenschau, einem Wechsel von Bildern, die sinnlos sein würden, wenn nicht der geheime Einfluß der Gestirne gleichsam den Commentar dazu lieferte. Gegen den unerbittlichen Wandel dieser von den Sternen beherrschten Welt schützt nur der Dichter, welcher das absterbende Wachsthum des Freundes künstlich ergänzt, dem pfropfenden Gärtner ähnlich. Aber es gibt noch ein besseres Mittel als Dichtung und bildende Kunst gegen die Zerstörung der Zeit, das sind die lebendigen Nachkommen. Dies wird im 16. Sonett ausgeführt. Der Ausdruck „my pupil pen, mein Schülerstift“ deutet auf die ohnehin wahrscheinliche frühe Entstehungszeit der Sonette; selbst als bescheidene Phrase konnte er kaum mehr gebraucht werden, nachdem Shakespeare die sämmtlichen Zeitgenossen verdunkelt hatte.

17. Sonett. Dasselbe knüpft an das 16. Sonett an. Weshalb die Feder ein mangelhaftes Werkzeug sei, wird näher erläutert;

die Leute werden künftig die Lobgedichte altmodig und schwülstig, auch wol verrückt finden. Bekanntlich fehlt es den Sonetten nicht an Kritikern, auf welche diese Prophezeiung zutrifft.

18. und 19. Sonett. Im Gegensatze zu den vorhergehenden Gedichten wird jetzt die Poesie als die ewig verjüngende Macht gepriesen; es tritt hier mithin eine ganz selbständige Gedankenreihe ein.

20. Sonett. Die hermaphroditische Schönheit des noch knabenhaften Jünglings wird durch das Wort „Herr-Herrin meiner Liebe" scherzhaft betont. Hier, wie überhaupt bei den meisten dieser Sonette, ist zu bemerken, daß „Liebe, Liebhaber, Geliebte" u. s. w. in Shakespeare's Zeit nicht blos in der Poesie, sondern auch im gewöhnlichen Sprachgebrauche für „Freundschaft, Freund" u. s. w. gesagt ward. Die Uebersetzung muß diesen englischen Sprachgebrauch beibehalten, der wesentlich, wenn auch keineswegs vorzugsweise, zu dem zärtlichen Gepräge der Freundschaftsbetheuerungen beiträgt. Mit Recht ist übrigens darauf aufmerksam gemacht worden, daß ein vornehmer junger Engländer wie der Graf von Southampton schwerlich sehr davon erbaut gewesen sein würde, wenn Verse dieser Art mit seiner Adresse unter den Freunden Shakespeare's circulirt hätten. Jünglinge pflegen auf ihre mädchenhafte Schönheit weniger Werth zu legen als auf die ersten Barthaare. — Beiläufig bemerkt, hat der siebente Vers dieses Sonetts: „A man in hue, all hues in his controlling", einen englischen Commentator, Tyrwhitt, auf den sinnreichen Einfall gebracht, der schöne Jüngling müsse Hughes (Hugo) geheißen haben, und der Dichter habe wortspielend sagen wollen, sein Freund mache alle Hughes (gleichlautend mit „all hues") todt. — Das 20. Sonett hat im Original lauter weibliche Reime, das einzige der Sammlung.

21. Sonett. Der Spott über die Sonettendichter gewöhnlichen Schlags, die alle Schönheiten der Natur zusammensuchen, um ihre Schönen damit herauszuputzen, kehrt ähnlich im 130. Sonett wieder, während im 99. Sonett der Dichter selbst eben das thut, was er hier persiflirt, allerdings ungemein zierlich. Das Gedicht kann übrigens an eine Geliebte gerichtet sein; der Wortlaut läßt dies zu, da die Anrede „my love" nichts entscheidet. Das Nämliche gilt von Sonett 22—24.

23. Sonett. Das Gedicht scheint eine Büchersendung begleitet zu haben, wobei man aber nicht etwa an eins der Dramen denken darf, sondern nur an „Venus und Adonis". Ein anonymer Correspondent Malone's hat vorgeschlagen, in der neunten Zeile statt „books, Bücher" zu lesen „looks, Blicke", wodurch die Sache eine ganz andere Wendung, und nicht zu ihrem Nachtheil, wie mir scheint, erhielte. „O sei mein Blick denn meine Redekunst; er hofft Belohnung, wirbt um Liebesgunst!" Die Emendation beseitigt auch die nicht leicht zu beantwortende Frage, was für „Bücher" (der Plural steht im Englischen) Shakespeare denn gemeint, aus denen der Empfänger des Dichters persönliche Wünsche hätte errathen können. — Die sonderbare zwölfte Zeile: „More than that tongue that more hath more express'd", habe ich zwar buchstäblich übersetzt, aus Ehrfurcht vor dem acceptirten Text; aber daß ich sie verstände, kann ich nicht behaupten. Man erklärt sie so: „Die Bücher hoffen auf Lohn, auf mehr Lohn als mein Mund hofft, welcher ein Mehreres und dies mehr, d. h. besser als die Bücher ausgedrückt hat." Dies mag sprachlich zur Noth angehen. Aber der Sinn widerstreitet dem Vorhergehenden, wonach ja gerade umgekehrt der Mund zu wenig ausdrückte, was das Herz erfüllte, einem Schauspieler gleich, der in seiner Rolle stecken bleibt. Vielleicht sollte man lesen: „That more hath ne'er express'd, mehr als der Mund, der mehr nie hat erklärt."

24. Sonett. Eine spitzfindige Spielerei, die aber manche Noth macht. Ich habe den vierten Vers übersetzt: „Und Optik ist die beste Kunst dabei." Der Text sagt: „And perspective it is best painter's art." Was soll das heißen? „Denn", fährt der Dichter fort, also um den Ausdruck zu erklären, „denn durch den Maler mußt du seine Kunst sehen, um zu finden, wo dein wahres Bild gemalt liegt, welches stets in meines Busens Werkstatt hängt, der seine Fenster mit deinen Augen beglast hat." So lautet die Erklärung in wörtlicher Uebersetzung. Sie scheint also ungefähr zu sagen: bei diesem Bilde ist ein optisches Kunststück angebracht; der Maler hat es so eingerichtet, daß du in ihn hineinblicken mußt, um seine Kunst und dein Bild zu sehen. Aber du würdest nichts sehen, in ihm würde es dunkel sein,

wenn nicht deine Augen Licht und Sonne in sein Herz brächten, also dessen Fenster wären.

25. und 26. **Sonett.** Wären die übrigen Sonette in diesem Tone geschrieben, so würde man ohne Mühe sich dabei beruhigen, daß sie dem Grafen von Southampton gewidmet seien. Namentlich das 26. stimmt sehr gut zu der authentischen Widmung, welche vor „Venus und Adonis“ steht. Man kann sich denken, daß Shakespeare, der bis dahin nichts für die literarische Unsterblichkeit gethan, oder wie er sagt „ein zerlumptes Dasein“ geführt hatte, hier auf das erzählende Poem, von welchem er sich Ehre und Ruhm versprach, und welches er öffentlich mit Nennung der Namen dem Grafen zueignen wollte, hinweist. Bis dieser Stern aufgeht, behilft sich seine Vasallenpflicht mit der ungenügenden Huldigung eines handschriftlichen Sonetts, das ja nicht für den Druck bestimmt war.

27. und 28. **Sonett.** Sie bilden ein Strophenpaar, in welchem die Trennung der Liebenden durch eine Reise des Dichters das gemeinsame Motiv bildet. Der Vergleich im 27. Sonett: „Wie ein Kleinod in Nacht und Grauen“, erinnert an Romeo's Worte, in denen von Julia gesagt wird, sie hange auf der Wange der Nacht wie ein Kleinod in eines Aethiopiers Ohr.

29. **Sonett.** Der Dichter beweint einsam sein „ausgestoßnes Los (my outcast state)“. Natürlich denkt man sogleich daran, daß Shakespeare Schauspieler war und erblickt in dieser Aeußerung einen Schmerzensschrei über den verachteten Stand, dem er angehöre. Insofern der Schauspielerstand zu den niedrigern Lebensstellungen gehörte und mit mancherlei kleinlichem Elend verknüpft war, mochte allerdings Shakespeare sich über sein Los beklagen; ausgestoßen aus der Gesellschaft, in irgendeinem Sinne „unehrlich“ war der Stand keineswegs. Auch bedeutet das englische Wort state nicht etwa Stand, wofür man vielmehr profession sagen würde, sondern einfach Zustand, Lage; in demselben Sonett sagt der englische Text „my state“ geradezu für „ich“: „My state sings hymns at heaven's gate.“ Die Stelle ist also ganz allgemein von der äußerlich bedrängten Lage des Dichters, ohne alle Beziehung auf seinen Beruf, zu verstehen.

30. **Sonett.** Auch hier ist das Andenken an die Liebe des

Freundes das Heilmittel für alle Leiden des Lebens; nur eine andere Gattung von Leiden, der Tod geliebter Menschen, die Schmerzen der Liebe, wird jetzt in den Kreis der Betrachtung gezogen. Streng biographisch aufgefaßt, würde das Sonett zu dem Resultate führen, daß Shakespeare eine Reihe von Freunden schon durch den Tod verloren hätte, als er noch in den Anfängen seiner Laufbahn stand. Davon ist nichts bekannt, und wahrscheinlich ist es auch nicht. Das Schlußcouplet bildet das Thema zum 31. Sonett, welches ausführt, in welchem Sinne durch den neuen Freund „alle Verluste ausgeglichen sind".

32. **Sonett.** Der Dichter nennt seinen künftigen Todestag „the well-contented day", den Tag, mit dem er wohl zufrieden sein wird. Die Bescheidenheit, mit welcher er sich als den Dichter einer rohen, bald von feinern Meistern zu überflügelnden Periode darstellt, ist, wenn auch nicht ganz ernstlich gemeint, doch ein Fingerzeig dafür, daß er noch im Aufgange seines Ruhms stand, als er die Sonette schrieb.

33.—35. **Sonett.** Alle drei Gedichte beziehen sich auf einen Verrath, den der Freund an dem Dichter verübt hat, den er zwar hernach bereute und durch erneute Liebe gut zu machen suchte, der aber im Grunde unverzeihlich war und nur durch die zärtliche Großmuth des Gekränkten zugedeckt wird. Vielleicht gehören diese zu den weiter unten folgenden Sonetten (40—42), in denen deutlich geklagt wird, der Freund habe des Dichters Geliebte sich angeeignet. Im einzelnen bemerke ich noch zum 33. Sonett, daß der Vers: „Mit Himmelskunst vergüldend bleiche Seen", im Text prägnanter lautet: „Gilding pale streams with heavenly alchymy", daß es mir aber nicht hat gelingen wollen, die Alchemie ins Metrum zu bringen, ohne eine andere Schönheit dieser goldtönenden Verse zu beschädigen. Sodann zum 35. Sonett, daß der Vers: „Dich mehr entschuld'gend als du schuldig bist", ein Versuch ist, das englische „Excusing thy sins more than thy sins are" nicht allein in der Klangwirkung, sondern auch in der etwas verschwommenen Construction wiederzugeben. Genau genommen sagt der Text nichts Deutliches: „Ich entschuldige deine Sünden mehr als deine Sünden sind", und doch fühlt man, was gesagt werden soll, daß nämlich die Ent-

schuldigung außer Verhältniß zur Schuld stehe. Diese Art, durch Gruppirung von bedeutsamen Klängen ohne streng logische Construction die Phantasie anzuregen, ist eine besondere Eigenthümlichkeit Shakespeare's, die uns Schulmenschen große Schwierigkeiten macht.

36. und 37. Sonett. Die Situation ist in beiden Gedichten dieselbe: der Dichter betrachtet die Kluft, welche Schuld und Schicksal zwischen ihm und dem glänzenden Freunde ziehen, um schließlich sich in selbstloser Freude über des andern Vorzüge zu beruhigen. Daß „die Flecken, die an mir haften blieben" nicht auf Shakespeare's Schauspielerstand, wie einige meinen, zu beziehen sind, beweist das Sonett selbst, indem es den Ausdruck durch die Worte „meine vielbeweinte Schuld" erläutert, abgesehen davon, daß vornehme Gönner gar keinen Anstand nahmen, Schauspielern öffentlich Gunst zu erweisen, und daß namentlich der Graf von Southampton sich von Shakespeare so öffentlich wie nur möglich, nämlich in gedruckten Widmungen, als Patron feiern ließ. Freilich wissen wir andererseits nichts davon, was für eine vielbeweinte Schuld Flecken auf dem Rufe des Dichters zurückließ. Möglich, daß sie nur in der Phantasie existirte. Wer steht dafür, daß das ganze 36. Sonett nicht eine Entgegnung auf ein anderes war, in welchem dasselbe Thema von der gegenüberstehenden Seite behandelt wurde. So in Sonetten zärtlich oder auch feindlich zu correspondiren, war in England wie in Italien eine gewöhnliche Unterhaltung geistreicher Leute. Die beiden Schlußzeilen des 36. kommen wörtlich auch im 96. Sonett vor.

39. Sonett. Man kann es allenfalls zum 36. stellen; noch ein neues Argument wird beigebracht, um die Trennung als nothwendig darzustellen: in der Trennung kann der Dichter den Freund unbefangener loben; er ist im Grunde eins mit ihm, und sich selbst zu preisen verbietet der Anstand. Die Trennung nun theilt eins in zwei, sodaß die eine Hälfte hier die andere Hälfte dort preisen kann. — Das ist artig ausgedacht, aber augenscheinlich nicht als ernstlicher Trost in wirklichen Schmerzen gemeint.

40.—42. Sonett. Diese drei Gedichte sind von besonderer Wich-

tigkeit für die Frage, ob man den Sonetten biographischen Werth und welchen beizulegen habe. Mit kaum wiederkehrender Deutlichkeit wird in ihnen ein ganz bestimmtes thatsächliches Verhältniß umrissen, auf welches die Betrachtungen und Gefühlsergüsse sich beziehen. Der vornehme, reiche Freund hat dem armen Dichter seine Geliebte entfremdet, und der Dichter kommt über diese schwierige Freundschaftsprobe mit zierlichen Sophismen hinweg, ohne sich in seiner Zärtlichkeit für den Räuber irre machen zu lassen. Kann man ernsthaft glauben, daß dies erlebt und daß — noch unglaublicher — ein solches Erlebniß den londoner Salons in gereimten Concetti von dem betrogenen Liebhaber selbst erzählt worden sei? Ist es nicht unmittelbar einleuchtend, daß wir es hier mit Producten jener poetischen Casuistik zu thun haben, welche in der Provence, in Spanien, in Italien und dann auch in England so üppig gewuchert hat, recht eigentlich darauf ausgehend, schwierige und ungewöhnliche Herzensprobleme auszusinnen, um sie mit spielendem Witze zu lösen? Der ganze Ton dieser Sonette ist tändelnd; die Worte und die Gedanken sind geistreiche Spielereien; von der Bewegung eines selbsterlebten tiefen Schmerzes ist nichts zu verspüren. Es kommt nun noch dazu, daß der Dichter das nämliche Problem, nur mit ausgetauschten Rollen, im 144. Sonett, und ebenso mit scherzender Ernsthaftigkeit, behandelt hat. Dort ist der Freund der Verführte, wie hier der Verführer. Es wäre doch höchst sonderbar, wenn zwei solche parallel laufende Fälle in Shakespeare's Leben vorgekommen wären. Wenn aber für diese Gedichte der historische Hintergrund geleugnet werden muß, so wird es offenbar um vieles leichter, auch die übrigen, wenigstens deren Mehrzahl, als aus frei schaffender Phantasie entstanden sich zu denken, wobei man immerhin Anregungen von außen her annehmen kann, wo man solcher nicht entrathen zu können glaubt. — Sprachlich ist etwa nur zu bemerken, daß im 40. Sonett „Liebe“ doppelsinnig bald für das Gefühl und bald für den geliebten Gegenstand steht, und daß im 41. der Vers: „Ach dennoch solltest meinen Sitz du meiden“, ungefähr so viel sagt wie: „Du solltest meinen Gaul nicht reiten.“ Der Ausdruck ist anscheinend geflissentlich frivol; in „Othello“ gebraucht Jago ihn in etwas

veränderter Fassung: „Ich argwöhne, daß der üppige Mohr sich in meinen Sitz geschwungen hat.“

43. Sonett. Mit 43 beginnt eine längere Reihe von Sonetten, welche das schon im 27. und 28. angeschlagene Thema der Trennungsschmerzen weiter variiren; dieselbe setzt sich bis zum 51. fort.

44. und 45. Sonett. Gehören zusammen. Der Gedanke beruht auf der alten Vorstellung, daß wie die Welt, so auch der Mensch aus vier Elementen, zwei schweren, Erde und Wasser, und zwei leichten, Luft und Feuer, zusammengesetzt sei. In „Heinrich dem Fünften“ prahlt der Dauphin, daß sein Pferd ganz Feuer und Luft sei, frei von den schwerfälligen Elementen Erde und Wasser.

46. und 47. Sonett. Man hat sich ein Miniaturbildchen zu denken, welches auf dem Herzen getragen wird, und das man hervorzieht, um es dem Auge vorzuhalten.

50. und 51. Sonett. Diese bilden ein Paar für sich. Ich habe nur zu bemerken, daß in 50, Z. 8, der Gleichklang „Hast verhaßt“ zufällig entstanden ist. Der englische Text ist aber so voll von Widerhallen und Klangspielen, daß der Zufall hier durchaus im Charakter bleibt.

52. Sonett. Offenbar bezieht sich der Anfang, der deutlich an etwas Vorhergehendes anknüpft, nicht auf 51, auch nicht auf irgendein anderes Sonett der Sammlung. Wahrscheinlich haben wir also hier eine Antwort auf ein Sonett, in welchem dem Dichter die Seltenheit seiner Besuche in einem ihm stets offenen Hause vorgeworfen worden war. Ich habe daher das Ihrzen des Originals, das freilich auch sonst vorkommt, ohne etwas Besonderes bedeuten zu sollen, hier beibehalten. — Den Vergleich der seltenen Genüsse mit den hohen Kirchenfesten hat Shakespeare auch im ersten Theil „König Heinrich's des Vierten“, III, 2, in der Strafpredigt des Königs an den Prinzen angebracht.

53.—55. Sonett. Von der leiblichen Schönheit des Freundes, der, wie schon im 20. Sonett, zugleich mit den Reizen des schönsten Jünglings und des schönsten Weibes ausgestattet erscheint, findet der Dichter den Uebergang zu der Treue des Gefeierten,

die den Inhalt des 54. Sonetts bildet und am Schlusse die Aussicht auf jenen ewigen Ruhm im Liede erhält, den das dritte Gedicht dieser Trilogie dann in stolzen Klängen verherrlicht. Auch das gehört zu den Räthseln, daß der Dichter, der so zuversichtlich die Unvergänglichkeit seiner Verse voraussagt, gar nichts that, um sie der Nachwelt aufzubewahren.

56. **Sonett.** Die Stelle, welche anhebt: „Dies trübe Interim", gehört zu denen, deren allgemeinen Sinn man wol fühlt, ohne ihn doch im einzelnen genau construiren zu können. Ich verstehe das Bild so: das Interim der Liebe soll nur dazu dienen, den Genuß ihrer Wiederkehr desto köstlicher zu machen, wie das Meer, das zwei Verlobte trennt, bewirkt, daß beim Wiedersehen sie desto beseligter im gegenseitigen Anblicke sind.

57. und 58. **Sonett.** In beiden Sonetten stimmt der Dichter den Ton demüthigster Selbstentsagung an; sollte dies mehr sein als ein Virtuosenkunststück, das noch mit den tiefsten Tönen der Scala zu spielen unternimmt? Wer die Gedichte auf wirkliche Verhältnisse bezieht, muß sich ein trauriges Bild von Shakespeare's Charakter machen. Man hat freilich vollkommen richtig bemerkt, daß man nicht die Anschauungen und Gefühle unserer Zeit auf das 16. Jahrhundert übertragen dürfe; daß die Unterordnung unter Höherstehende damals den Menschen natürlich gewesen sei und keinen Anstoß erregt habe; allein die in diesen Sonetten sich aussprechende Gesinnung geht offenbar weit über das Maß jener historischen naiven Ehrerbietung des Plebejers gegen den Patricier hinaus; sie tritt mit Bewußtsein als eine Hyperbel des Gefühls auf. Und gerade die Hyperbel stempelt die Gedichte zu dem, was die Componisten capriccio nennen. — In 58 ist „Der Gott, der mich zu deinem Sklaven machte", natürlich nicht der liebe Gott, sondern der Gott der Liebe. Gott wird in den Sonetten kaum ein- oder zweimal genannt werden. — „Die Kerkertrennung von dir Freiem" entspricht dem gesuchten „The imprison'd absence of thy liberty", was einfach die Trennung des Sklaven von dem Herrn bedeutet. — In der dritten Vierzeile werden geflissentlich technische Ausdrücke für die Ausübung von Hoheitsrechten gebraucht, „privilegiren" und

„amnestiren", weil der geliebte Gönner als Souverän dargestellt und im 57. Sonett ausdrücklich so betitelt wird.

59. **Sonett.** Wenn es nichts Neues unter der Sonne gibt, wenn also der schöne Freund schon einmal in frühern Jahrhunderten auf Erden gelebt hat, so müßte sich sein Preis in alten Büchern finden. Aber alle Helden, von denen man bei den Dichtern der Vorzeit liest, sind schlechter gewesen als er. — „Fünfhundert Sonnenläufe" ist vom Thierkreise zu verstehen, also fünfhundert Jahre als allgemeiner Ausdruck für lange Zeit. Die Construction „In einem alten Buch, seit Geist zuerst in Lettern ward gebannt", ist nach Shakespeare's Art condensirt; genau sollte es heißen: „welches erschienen ist seit Geist zuerst u. s. w."

60. **Sonett.** Erinnert ans 18. und 19., aber bei aller Aehnlichkeit des Gedankens klingen ganz neue Töne an.

61. **Sonett.** Eine neue Variation des in 27 und 43 benutzten Motivs, nur daß statt des Traums wache Visionen auftreten und gerade das Wachen zur Pointe führt.

62. **Sonett.** Die Sonette 62—75 bilden einen Cyklus für sich; in allen ist die Vergänglichkeit der irdischen Dinge und die Verderbtheit der Welt der Ausgangspunkt der wehmüthigen und zärtlichen Betrachtung. Die Anspielungen auf des Dichters Alter sind selbstverständlich poetische Licenz; er zählte wol kaum dreißig Jahre damals.

65. **Sonett.** Die erste Zeile resumirt die Beispiele, an denen das 64. Sonett die Macht der Zeit nachweist, steinerne Thürme, ewiges Erz, Land und Meer.

66. **Sonett.** „Satt dies zu sehn" weist auf das folgende Register trüber Erfahrungen hin, welches, um seine Länge fühlbar zu machen, mit dem kanzleihaften „Als" eingeleitet wird. Diese Reihenfolge böser Dinge erinnert an Hamlet's Monolog „Sein oder nicht sein"; doch fehlt dort die scharf ausgefeilte Antithese, die das Sonett auszeichnet. Ueberraschend sind die bei Shakespeare höchst seltenen Anklänge politischer Unzufriedenheit, „Kraft von hinkendem Regiment gelähmt", und „Wissenschaft (art) geknebelt von der Macht (tongue-tied by authority)".

67. und 68. Sonett. In beiden zusammengehörenden Sonetten wird die arkadische Schönheit und Tugend des von der Natur zum Muster geschaffenen Freundes dem fratzenhaften Modeprunk und dem Laster der Gegenwart gegenübergestellt. Schminke und Perrüken, „das Bastardzeichen der Schönheit", hat Shakespeare offenbar gründlich gehaßt; wo sich der Anlaß bietet, spricht er mit deutlichem Ingrimm von diesen ekelhaften Putzmitteln, die in seiner Zeit sehr beliebt waren. Eine ganz ähnliche Stelle über die dem Grabe entwandten Haare, welche „zur Aussteuer eines zweiten Kopfes" bestimmt seien, kommt im „Kaufmann von Venedig", III, 2, vor.

69. Sonett. Der Schluß erinnert an den Vorwurf, welchen König Heinrich der Vierte dem Prinzen von Wales macht, daß er zu wenig wählerisch in seinem Umgange sei. Auch hier schwebt dem Dichter das Bild eines Jünglings vor, der weniger durch Laster als durch die Berührung mit der lasterhaften Welt seinen Ruf in Gefahr bringt, wie das folgende Sonett näher ausführt. Wären die Sonette an einen historischen Freund gerichtet, so müßte man annehmen, daß das 70. Sonett vor der fatalen Verführungsgeschichte (40—42) geschrieben wäre; die Verführungsgeschichte selbst aber müßte dann den armen Dichter um so härter getroffen haben, als nach seiner Meinung der Freund allen Jugendanfechtungen, „dem Hinterhalt der Jugend", bereits entronnen war.

73. Sonett. Ein deutlicher Beleg, daß kein biographischer Maßstab anzulegen ist; im Ernste konnte der noch junge Dichter sich nicht mit dem winterlichen Walde u. s. w. vergleichen.

74. Sonett. Die zweite Strophe zum vorhergehenden. Der Tod wird mit einem keine Bürgschaft zulassenden Haftbefehle verglichen, ein dem Engländer sehr geläufiges Bild, da nach seinem Proceßrechte in den meisten Fällen auf Bürgschaftsleistung statt auf Verhaftung des Angeschuldigten erkannt wurde und wird. Man wird bemerken, daß der Dichter hier ziemlich das Gegentheil von dem sagt, was im 72. Sonett steht. Was dort ein Gegenstand der Scham ist, der Vergessenheit zu übergeben, wird hier als theures Vermächtniß und Andenken gepriesen.

76. Sonett. Mit diesem Sonett beginnt und mit 86 endet

ein Cyklus, aus welchem nur 77 als alleinstehend ausgesondert werden muß; der Dichter erörtert von verschiedenen Seiten das Verhältniß seiner Kunst zu seiner Freundschaft, die Stellung seines Freundes als eines literarischen Kenners und Gönners, die Sorgen, welche aus der Rivalität anderer Poeten erwachsen, u. s. w. Der täuschende Schein eines realen Hintergrundes, wenn es wirklich nur Schein ist, rührt vielleicht nur daher, daß der Inhalt an Shakespeare's wirkliches Handwerk, an die Dichtkunst als solche, anknüpft, und weil er geflissentlich sich stellt, als ob seine Poesie von dem conventionellen Phrasenthum der gewöhnlichen Sonette durch die Wahrheit ihrer Inspirationen sich unterscheide. (Vgl. Anmerkung zum 78. Sonett.)

77. Sonett. Das Sonett begleitete ein geschenktes Notizbuch, wie man es bei sich zu führen pflegte, nicht blos um geschäftliche Memoranda, sondern auch Reflexionen, Sentenzen, kurz alles, was einem Denkwürdiges aufstieß, niederzuschreiben. Hamlet will sich in einem solchen Gedenkbüchelchen anmerken, daß „Einer lächeln kann und doch ein Schurke sein". Der Zusammenhang zwischen Uhr, Spiegel und Büchlein ist nicht recht deutlich; auch nicht, wie so denn aus dem Buche die Lehre gezogen werden kann, daß Uhr und Spiegel an Tod und Verwesen mahnen. Das thun sie ja ohnehin. Tiefsinnig ist der Gedanke, daß die vom Hirn entbundenen und zu Papier gebrachten Geisteskinder gleichsam ein selbständiges Leben für sich beginnen und später mit dem Geiste, der sie geboren hat, wie fremde Wesen wieder Bekanntschaft anknüpfen.

78. Sonett. Wenn bisher nur geringere Poeten dem Dichter Concurrenz gemacht haben, so tritt jetzt ein gefährlicherer Rival in die Schranken: „Dein Auge befiedert jetzt gar Meisterschwingen und leiht der Anmuth neue Majestät." In den folgenden Sonetten wird dieser Meister als ein „höherer Geist" und sogar als ein Schüler böser Dämonen, die ihm übermenschliche Kunst lehren, bezeichnet. Man fragt natürlich, wer denn der gewaltige Sänger war, der Shakespeare furchtbar erscheinen oder vor dem er schicklicherweise Furcht auch nur heucheln konnte. Ist Graf Southampton der Gefeierte, so wird die Literaturgeschichte doch wol von dem Manne wissen, der mit solchem Eclat als Shakespeare's

Rival auftrat und mit „dem stolzen Segel" seiner mächtigen Verse den jungen Lord zu kapern suchte. Die Literaturgeschichte weiß aber wohl von verschiedenen Dichtern vierten bis vierzehnten Ranges, die den Grafen von Southampton in Gedichten gefeiert, auch ihm Bücher gewidmet haben, aber sie nennt unter ihnen keinen einzigen Meister, auf den Shakespeare's Charakteristik auch nur annähernd paßte. Man hat an Spenser und an Marlowe gedacht; aber wir wissen nicht, daß diese jemals den Grafen oder sonst einen jungen Herrn besungen hätten, während wir es von minder berühmten wissen. Sonst würde auf Marlowe's hochtrabenden Stil mancher Ausdruck wohl passen, namentlich das „stolze Segel" und die von Geistern gelehrte Kunst des 86. Sonetts, welche letztere an Marlowe's Tragödia vom Doctor Faustus erinnert. Wenn persönliche Beziehungen obwalten, so ist jedenfalls der Schlüssel dazu uns verloren gegangen, und die Ansicht, daß wir es auch hier lediglich mit fingirten Situationen zu thun haben, kann, wenn nicht bewiesen, noch weniger widerlegt werden.

87. Sonett. Ein neues Thema beginnt, oder vielmehr das bereits in 49 angeschlagene wird weiter variirt bis zum 93. Sonett, nur daß hier der Verlust des Freundes bald als wirklich eingetreten, bald als erst drohend gedacht wird. Daß übrigens die Gedichte nicht etwa an eine Geliebte gerichtet seien, läßt sich aus dem Texte nicht beweisen. Im 87. Sonett ist das Vorwiegen des im Englischen seltenen weiblichen Reims und die Anwendung juristischer Kunstausdrücke bemerkenswerth.

89. Sonett. „Und selbst erläutern (comment) will ich mein Vergehn", d. h. ich will zu deinem Vorwurfe den praktischen Commentar liefern, so mich geberden wie du mich schilderst, damit die Welt dir recht gebe. In der zwölften Zeile hat das Original für „Freundschaft" nur „acquaintance", was gegen die Annahme, das Gedicht rede zu einer Geliebten, zu sprechen scheint, da man ein Liebesverhältniß wol kaum so nennen würde. Hiervon abgesehen läßt sich, wie schon bemerkt, nicht erkennen, ob ein Freund oder eine Freundin gemeint sei.

92. Sonett. Einige scheinen das „bessere Los", von welchem der Dichter in der siebenten Zeile redet und welches er „unabhängig

von des Freundes Laune" nennt, von dem bessern Jenseits zu verstehen. Davon ist aber nicht die Rede. Der Dichter meint vielmehr sein Los auf der Erde, welches unabhängig von der Laune des andern ist, weil sein Leben sofort aufhören würde, wenn der Freund ihm seine Liebe entzöge. Er ist also im schlimmsten Falle durch den sicher eintretenden Tod vor allen Schmerzen sicher. Die Zeilen enthalten also einen spitzfindigen Scheintrost, der ein indirectes und hyperbolisches Compliment für den Angeredeten in sich schließt, ganz dem Charakter dieser Sonettenpoesie entsprechend, und nichts weniger als einen christlichen Gedanken. — Als Curiosum sei noch erwähnt, daß der Urahne aller Ausleger dieser Sonette, ein gewisser Oldys, der im Anfange des vorigen Jahrhunderts lebte, der Meinung war, Nr. 92 und 93 seien auf Shakespeare's Frau gemünzt, als welche dem getrennt von ihr lebenden Gatten Grund zur Eifersucht gegeben haben möchte. Allerdings bildet 93 die unmittelbare Fortsetzung von 92.

94. — 96. Sonett. Sie bilden einen kleinen Cyklus für sich, Vorwürfe an den Freund, daß seine Schönheit „wie Eva's Frucht" eine Wohnung des Lasters sei, Mahnungen sich durch Tugend der äußern Schönheit würdig zu machen. Daß von einem Jünglinge geredet wird, deutet im 94. Sonett die siebente Zeile an. Der Schlußvers des 94. Sonetts: „Lilies that fester smell far worse than weeds", kommt ebenso in dem pseudo-Shakespeare'schen Drama „The Reign of King Edward III." vor, welches im Jahre 1596 gedruckt erschien. Da es höchst unwahrscheinlich ist, daß Shakespeare den Vers dem Stücke entlehnte, wahrscheinlich das Drama vom Sonette borgte, so haben wir damit einen chronologischen Fingerzeig. Dies Sonett, welches zu den spätesten gehören würde, wenn es richtig wäre, daß der gefeierte und der gescholtene Freund eine und dieselbe wirkliche Person gewesen seien, müßte vor 1596 geschrieben sein, und da Dramen gewöhnlich erst einige Zeit nach ihrem Bühnenerfolge gedruckt wurden, wahrscheinlich vor 1595. Wer nun in den Sonetten alles für biographisches Material nimmt, muß nach dem 104. Sonett die spätern dieser Gedichte für etwa drei Jahre jünger halten als diejenigen, in

denen die erste Blütezeit der Freundschaft gefeiert wird. Wir erhielten danach die Frist von 1593—95 als späteste Entstehungszeit der Sonette. Mit diesem an sich sehr annehmbaren Resultate stimmt sehr schlecht die wörtliche Auslegung der häufigen Stellen, in denen der Dichter sich als bereits gealterten Mann darstellt.

96. **Sonett.** Hier wiederholt sich das Schlußcouplet des 36. Sonetts in ganz anderm Zusammenhange.

97.—99. **Sonett.** Das Thema der Trennung wird wieder aufgenommen; das Geschlecht der angeredeten Person bleibt zweifelhaft. Im 97. wird der Sommer und der Herbst, im 98. der Frühling als die Zeit der Trennung bezeichnet.

98. **Sonett.** Eine „Sommertagsgeschichte" ist eine lustige Geschichte. In diesem Sinne kommen in „Cymbeline" Sommernachrichten, d. h. frohe Nachrichten, und umgekehrt in „A Winter's Tale" der Ausspruch vor: „Eine traurige Geschichte paßt am besten für den Winter."

99. **Sonett.** Das Sonett hat scheinbar funfzehn Zeilen; die erste Zeile bildet aber gewissermaßen nur die Einleitung oder Ueberschrift. Bei den „Purpurwangen" des Veilchens ist zu merken, daß die Engländer gerade die Veilchenfarbe Purpur nennen. Der Vergleich mit den Adern beweist, daß Shakespeare dabei an Blau dachte.

100. **Sonett.** Bis 108 behandeln die nun folgenden Gedichte, mit Ausnahme von 105 und 107, das nämliche Motiv. Der Dichter rechtfertigt oder erklärt die Saumseligkeit oder auch die Eintönigkeit seiner Muse, die getadelt wird, bald weil sie den Freund zu selten, bald weil sie immer nur seine Trefflichkeit preist. Aehnliche Entschuldigungen kamen schon früher (83—86) vor.

101. **Sonett.** „Wo sich die Wahrheit färbt in Schöne", d. h. wo innere Trefflichkeit in einem schönen Körper erscheint. Ganz ebenso wird im 14. Sonett „Wahrheit und Schönheit" dem Freunde zugeschrieben.

103. **Sonett.** Eine Parallelstelle zu Zeile 9 und 10 findet sich in „König Lear", I, 4: „Bemüht zu bessern, verderben wir gar oft, was gut war."

107. Sonett. Das Gedicht hat etwas Dunkles, vielleicht weil es an eine bestimmte Veranlassung, die wir nicht kennen, anknüpfte. Es klingt als wäre eine befürchtete, von Prophezeiungen angekündigte Gefahr für den Freund oder für den Dichter selbst glücklich vorübergegangen. Vielleicht concurrirte mit derselben eine Mondfinsterniß, wenn nicht die Mondfinsterniß ein bildlicher Ausdruck für eben diese Gefahr ist. Es ist selbst zweifelhaft, ob „my love“ in der dritten und zehnten Zeile „meine Liebe“ oder „mein Freund“ bedeutet. Massey, der die neueste Southampton-Theorie ersonnen hat (vgl. die Einleitung), findet gerade dieses Sonett sonnenklar. Graf Southampton war von der Ungnade der Königin aufs äußerste bedroht, als diese glücklicherweise im Jahre 1603 starb. Elisabeth ließ sich gern mit der keuschen Luna vergleichen; „der sterbliche Mond hat seine Verfinsterung bestanden“ (so heißt nämlich der fünfte Vers wörtlich), bedeutet also einfach: die Königin ist todt. König Jakob erfrischt „my love“ mit dem Balsam seiner Gnade, und der Dichter triumphirt über den Tod, der seine Beute, eben den Grafen von Southampton, hat fahren lassen müssen. Die „Tyrannen“ im Schlußverse sind wieder eine Anspielung auf die böse Königin. Hat Massey recht, so verstand Shakespeare es vortrefflich, seine Gedanken zu verheimlichen. Es versteht sich, daß Massey behaupten muß, dies Sonett gehöre nicht zu denen, von welchen Francis Meres im Jahre 1598 bereits als von allbekannten redet. Die Seltsamkeit scheint ihn nicht zu befremden, daß Shakespeare dem aus Henkershänden entronnenen Grafen nicht etwa zuruft: du triumphirst über den Tod, du wirst leben! sondern: ich, der Dichter, werde in meinen Liedern leben, und das wird auch deinem Ruhme nach einigen Jahrhunderten zugute kommen.

109. Sonett. Der Spieß wird umgedreht. In den nun folgenden Sonetten bis 120 erscheint der Dichter selbst als schuldiger Theil, beladen mit Verirrungen und dem Tadel der Menschen, und der Freund übernimmt die Rolle des Vergebenden oder des um Vergebung Angeflehten.

110. Sonett. „Nun dies verging, nimm was kein Ende nimmt.“ Nachdem meine Verirrungen abgethan sind, nimm meine reine Freundschaft, die nie enden wird, wieder in Besitz.

Der Freund soll hinfort „ein Gott im Lieben" sein, neben dem es keine andern Götter geben wird.

111. Sonett. Fortuna heißt: „Die schuld'ge Göttin meines argen Handels", weil äußere Verhältnisse, nicht die innere Natur den Reuigen auf üble Wege gebracht haben. Er hatte zum Lebensunterhalt nur „public means, which public manners breeds", nur „öffentliche Mittel, was öffentliche, d. h. allzu freie Sitten gebiert", also eine steter Berührung mit der Welt ausgesetzte, den Sitten gefährliche Erwerbsart. Diese Charakteristik paßt ohne Zweifel auf Shakespeare's Stand als Schauspieler; wenn man aber aus dem Gedichte, wie gewöhnlich geschieht, herausliest, daß Shakespeare seinen Beruf gehaßt habe, so ist das nicht im Einklange mit dem Wortlaute. Der Dichter führt seinen Beruf als Milderungsgrund an, aber er sagt nicht, daß er ihn aufgeben wolle oder möchte. Er will sich nur bessern, trotz seines Standes, in welchem bisher sein besseres und wahres Ich beinahe unkenntlich geworden ist, wie die Hand des Färbers im Färben. Er sagt auch nicht, daß sein Name von seinem Stande ein Brandmal empfange, das Brandmal rührt vielmehr von dem freien Lebenswandel her, und ihn will er daher, nicht den Stand, ändern. Diese Auslegung bestätigt das unmittelbar sich anschließende

112. Sonett. Pöbelklatsch (vulgar scandal) hat das Brandmal dem Dichter aufgestempelt, was Unsinn sein würde, wenn schon der Stand, dem er angehörte, als solcher und ganz unabhängig von seinem persönlichen Verhalten ihn brandmarkte, und er bittet nicht etwa den Freund, sich über das Vorurtheil gegen den Schauspielerberuf hinwegzusetzen, sondern er ersucht ihn, seine persönlichen Mängel und Vorzüge theils nachsichtig, theils gerecht zu beurtheilen, „sein Schlechtes zu übergrünen (over-green my bad"). Bei diesem letztern Ausdruck hat man wol an die Ausschmückung kahler und häßlicher Wände u. dgl. mit Laubkränzen zu denken. Sonst läge uns das Bild „Gras über etwas wachsen lassen" nahe. — „Mein Natternsinn" in der zehnten Zeile bedeutet „mein taubes Ohr", denn nach dem Volksglauben ist die Natter taub.

113. und 114. Sonett. Eine zierlich spitzfindige Apologie der

Untreue, die zu einem Beweise der treuesten Liebe gemacht wird. Mein Herz, sagt der Dichter, ist so voll von dir, daß ich dich in allem, was ich sehe, erblicke und also ganz natürlich mich in alles verliebe. Mein Geist ist „mit dir gekrönt", und wie ein gekrönter König nimmt er alles, was ihm vorgeschmeichelt wird, für baare Münze; er hält die Trugbilder des verliebten Auges für Wahrheit und vergafft sich daher, alles für dich haltend, in alles. Das Auge als gewandter Hofmann macht dem großmächtigen Geiste alles mundgerecht, sodaß er blindlings das süße Gift verschluckt. Am Ende ist an allem Unheil doch nur die Liebe zu dir schuld, und darum wiegt die Sünde nicht so schwer.

115. **Sonett.** Das Gedicht wird klarer, wenn man es auf 119 folgen läßt. Es ist eine ungeahnte Steigerung der Liebe, die früher für unmöglich erklärt worden war, eingetreten, etwa in dem Sinne, wie es das 119. Sonett darstellt.

116. und 117. **Sonett.** Dieses zusammengehörende Sonettenpaar ist äußerst lehrreich für die Interpretation. Man sieht hier recht deutlich, wie man fehlgeht, wenn man aus der herzrührenden Gewalt einzelner Verse die Nothwendigkeit eines realen historischen Hintergrundes herleitet. Das erste der beiden Gedichte ist eine so schwungvolle und innige Verherrlichung der treuen, durch nichts zu beirrenden Liebe, daß man denkt, die tiefste Gemüthserregung müsse vorangegangen sein. Das zweite Gedicht aber drückt den wundervollen Hymnus zu einer bloßen Vorbereitung auf eine witzige, unmöglich ernsthaft zu nehmende Pointe herab. Der Dichter stellt das Ideal der Liebe auf, die auch dem Ungetreuen Treue halte, und dann sagte er lächelnd: ich wollte einmal sehen, ob deine Liebe wol diesem Ideal entspreche, und deswegen bin ich untreu gegen dich gewesen. — „Dann schrieb ich nie", dann ist alles null und nichtig, was meine Verse von Liebe sagen.

118. und 119. **Sonett.** Die Entschuldigungen für die Untreue werden immer spitzfindiger. Zuerst war die Liebe, welche Auge und Herz blind macht, selbst schuld; dann war die Untreue nur eine Probe für den andern Theil; jetzt wird sie beschönigt als ein pikantes Reizmittel, um die Liebesfähigkeit zu steigern, und als eine Arznei, um die Uebersättigung an dem Glücke der Liebe,

die zwar noch nicht eingetreten war, aber befürchtet wurde, durch eine Diversion abzuwehren. Aber freilich war diese Vorsicht ein dummer Streich; die Arznei erzeugte einen schrecklichen Fiebertaumel, der indeß schließlich nur zu noch höherer Werthschätzung der wahren, gesunden Liebe führt. Auch im 119. Sonett werden wahrhaft ergreifende Töne angeschlageu, um die epigrammatische Spitze desto wirksamer zu machen.

120. Sonett. Mit einer Art Abrechnung schließen die sonettischen Bußpsalmen. Kann man sich denken, daß, wenn wirklich die beiden Freunde sich gegenseitig so tief gekränkt hätten, der Dichter die Versöhnung in dieser spielenden Form besungen haben würde?

121. Sonett. Ohne Beziehung auf den Freund spricht sich Entrüstung gegen die Welt aus, die wirkliches und scheinbares Laster nicht unterscheidet, in welcher gemeine Naturen, von sich auf andere schließend, sich zu Richtern über verzeihliche Temperamentssünden (my sportive blood) aufwerfen. Hier klingt uns in der That voller Ernst entgegen.

122. Sonett. Den Vorwurf, daß er ein ihm vom Freunde geschenktes Taschenbüchlein weggegeben hat, wendet der Dichter zu einem hyperbolischen Complimente. Vielleicht war auch der Vorwurf in ein Sonett gekleidet.

123. Sonett. In diesem und den beiden folgenden Gedichten preist der Dichter seine Freundschaft wegen ihrer Unabhängigkeit von allem Wandel der äußern Geschicke. Alle Prachtschöpfungen der Zeit und die Weltgeschichte selbst imponiren ihm nicht; nur sein eigenes Herz erscheint ihm beständig und wahrhaft, gegen das Blendwerk, das die Zeit uns auftischt.

124. Sonett. Der Gedanke wird fortgesponnen. Wäre seine Freundschaft aus Verehrung vor äußerlicher Größe entsprungen, so könnte sie, wie es im Texte mit eigenster Wendung heißt, „als Fortunens Bastard entvatert werden“, vaterlos, verwaist sich durch die Welt stoßen lassen müssen, während sie jetzt, unabhängig von allen Wechselfällen, ganz allein für sich ihr festes Haus bewohnt. Was unter den „Hieben des Sklavenunmuths (thralled discontent)“ zu verstehen sei, ist dunkel; es lag dem Dichter doch zu fern, an den Sturz der Großen durch den

Sklaven, der die Kette bricht, zu denken. Man könnte annehmen, er wolle sagen, daß seine Freundschaft frei sei von dem neidischen Grolle, der sonst den Tieferstehenden leicht verbittert, wenn nicht der räthselhafte Vers folgte: „Den lockend unsre Zeit zur Mode macht (Whereto the inviting time our fashion calls)", oder wörtlich: „Wozu die einladende Zeit unsere Mode ruft." Massey hat auch hierzu ein historisches Datum zur Hand. Der Graf Southampton rüstete sich mit Lord Essex gegen die aufrührerischen Irländer zu Felde zu ziehen; der „Sklavenunmuth" stellt also die Rebellen vor, gegen welche die Zeit die adliche Jugend (our fashion) zu den Waffen rief. Shakespeare betheuerte mithin in diesem Sonette seinem Freunde, daß er in seiner Anhänglichkeit sich nicht durch die irische Rebellion beirren lassen werde, was mir höchst sonderbar vorkömmt. — Die „Ketzerin Politik", die ihren Dienst nur stundenweise verdingt, bildet den Gegensatz zu der nie abtrünnigen und auf Lebenszeit sich bindenden Freundschaft. — Zum Schlusse läßt der Dichter seine unweltliche Gesinnung sich von den „Narren der Zeit", d. h. von denjenigen, welche allen Launen der Zeit widerstandlos folgen und erst in der Todesstunde fromm werden, bezeugen.

125. Sonett. Eine Rechtfertigung des Dichters gegen den Verleumder, der ihn des Mangels an Aufmerksamkeit und Ehrerbietung gegen seinen Gönner beschuldigt hatte. Darauf erwidert der Dichter, daß er mit seiner wahrhaften Freundschaft ein werthvolleres Opfer darbringe, als wenn er den Freund mit allem Prunk einer Krönung äußerlich ehre. Das Glänzen vor der Welt ist ein Genuß, für den man einen zu hohen Preis („zu viel Pacht") zahlen muß, wobei man das Brot des Lebens für künstliche Leckereien hingibt und schließlich zum Bettler wird, gaffend, d. h. im thörichten Anstaunen äußern Prunks.

126. Sonett. Es weicht von der gewöhnlichen Sonettenform ab, sowol in der Reimstellung als in der Zahl der Zeilen. „Du der durch Altern (by waning) wuchs", bedeutet wol: der an Schönheit noch zunahm, während die Zeit fortschritt und alles andere welker ward. Die Natur hat diesen ihren Liebling von den Wirkungen der Zeit anscheinend eximirt.

127. Sonett. Hier beginnen nach der überlieferten Reihen-

folge diejenigen Sonette, welche unzweifelhaft an eine Geliebte gerichtet sind. Die Commentatoren haben diese Partie der Sammlung verhältnißmäßig in Ruhe gelassen; neuerdings hat indessen Massey auch an ihr seinen Scharfsinn geübt und herausgebracht, daß Shakespeare für den jungen William Herbert (später Lord Pembroke), welcher ein zärtliches Verhältniß zu der ebenso schönen als leichtfertigen Penelope Rich gehabt habe, die für eine derartige Liaison erforderlichen Verse lieferte, ebenso wie er solches früher für den Grafen von Southampton und Elisabeth Vernon gethan. Das Seltsamste bei diesem seltsamen Einfalle ist, daß Massey glaubt, Shakespeare's Sittlichkeit dadurch von den Flecken zu reinigen, welche diese Sonette, wenn auf ihn selbst bezogen, auf ihn werfen müßten. Als ob nicht das von ihm ersonnene poetische Kupplergeschäft zehnmal unsittlicher wäre als eine heftige Leidenschaft für eine reizende Buhlerin. In der Einleitung habe ich mich bereits darüber geäußert, daß es durchaus nicht nothwendig ist, anzunehmen, Shakespeare habe alles, was er in diesen Sonetten schildert, persönlichsten Erlebnissen entnommen. Wenn man aber dies annehmen will, was immer subjective Gefühlssache bleiben muß, so wird doch schwerlich ein vernünftiger Mann in diesen Bekenntnissen einen Grund finden, ein sittliches Verdammungsurtheil über den Dichter zu fällen, weil er einmal während seines Lebens die volle dämonische Gewalt einer solchen Leidenschaft an sich erfahren und darob die Zähne geknirscht hat. Jedenfalls machen diese letzten Sonette weit mehr den Eindruck, daß sie auf wirkliche Verhältnisse sich beziehen, als die an den geheimnißvollen Freund gerichteten.

Zu dem 127. Sonett speciell ist zu bemerken, daß dessen eigentliche Pointe, die im Englischen auf dem Doppelsinn der Worte black (schwarz und häßlich) und fair (hell, blond und schön) beruht, in der Uebersetzung nur annähernd wiedergegeben werden kann. Das Spiel mit diesen beiden Worten zieht sich durch den ganzen Cyklus, wie es auch in den Dramen vorkömmt. Zu Shakespeare's Zeit war blond so sehr die Modefarbe, wol aus Schmeichelei gegen die röthlichen Haare der eiteln Königin, daß der Gebrauch blonder Perrüken und weißer Schminken in höfischen

Kreisen weit verbreitet war. Darauf spielt auch das Sonett an. Die Schönheit (beauty) muß dem einst verachteten Schwarz den Thron räumen, weil sie in den Verdacht unechter Geburt gerathen ist, seit die Modekunst durch nachgeahmte Schönheit die wahrhafte in Miscredit gebracht hat; bei blonden Köpfen muß man stets zuerst an falsche Haare denken. — In der neunten Zeile folge ich der Delius'schen Conjectur, „hairs" statt des offenbar verdruckten „eyes" zu setzen. Andere lesen „brows"; die Augenbrauen geben aber keinen so guten Contrast gegen die blonden Perrüken.

128. Sonett. „Meine Musik" redet der Dichter die Geliebte an, ähnlich wie im 8. Sonett der Freund „Musik dem Ohr" genannt wird. Das „selige Holz", auf dem sie spielt, ist eine Art Spinett oder „Virginal", wie es in England hieß. Im Original ist der Schluß besonders zierlich. „Wenn freche Hänschen (saucy jacks) denn so schwelgen müssen", heißt es dort, weil jacks oder Hänschen soviel wie Tasten bedeutet.

130. Sonett. Die Aehnlichkeit mit dem 21. Sonett ist unverkennbar; ebenso wie dort werden die gewöhnlichen hyperbolischen Schönheitsvergleiche abgelehnt, um das Schlußcompliment desto schmeichelhafter zu machen. — Ein deutscher Commentator hat aus diesem Sonette die tiefsinnige Vermuthung geschöpft, Shakespeare's Geliebte sei eine Mulattin oder Quadrone gewesen, weil sie nach der Beschreibung wolliges Haar (wires, Draht steht im Original), braune Brüste, eine scharfe Ausdünstung und vielleicht sogar Plattfüße gehabt habe! Dabei ist unter anderm übersehen, daß die Brüste nur im Vergleich mit Schnee braun und daß nicht die Haare der Geliebten, sondern überhaupt alle Haare Draht genannt werden. Außerdem sind Drähte zwar gedreht, aber darum noch nicht kraus. Von scharfer Ausdünstung ist in dem Gedichte keine Spur; es heißt ganz einfach: ihr Athem ist nicht so aromatisch wie gewisse Parfums, lediglich im Gegensatze zu der conventionellen Sonettensprache, die von jeder Rosenlippe auch Rosendüfte strömen läßt.

133. und 134. Sonett. Beide Gedichte behandeln eine ähnliche Situation, wie die, welche den Sonetten 40—43 zum Grunde liegt, nur daß hier die Geliebte als die Schuldige,

der Freund sogar halbwegs als ein Opfer seiner Großmuth erscheint.

135. und 136. Sonett. Ich habe diese Spielereien, welche sich um Shakespeare's Taufnamen William, abgekürzt Will, drehen, nur der Vollständigkeit wegen übersetzt oder vielmehr ihr Getändel ungefähr wiederzugeben gesucht. Der Leser muß freundlich genug sein, etwas nachzuhelfen und bei dem deutschen Willen sich des englischen Will erinnern.

137. Sonett. Die lasterhafte Schöne wird mit einer offenen Rhede, die allen Schiffen Aufnahme gewährt, und mit einem uneingefriedigten, aller Welt zugänglichen Felde verglichen, welches letztere nur äußerste Verblendung für einen Privatbesitz halten kann. In England war und ist alles Privateigenthum eingefriedigt und auf den ersten Blick von gemeinem Grunde zu unterscheiden.

139. Sonett. Der Dichter zeigt sich hier in der Rolle eines alten Mannes, wenigstens eines alternden. Das Gedicht ist allerspätestens 1599 geschrieben, denn es steht gedruckt in der 1599 erschienenen, pseudo-Shakespeare'schen Gedichtsammlung: „The passionate Pilgrim." Shakespeare stand damals auf der Mittagshöhe des Lebens. Natürlich kann das Gedicht jahrelang existirt haben, ehe es dem speculativen Drucker verfiel. Jedenfalls sieht man, daß er es mit den Ausdrücken nicht sehr genau nahm, wenn er überhaupt an seine Person bei diesen Versen dachte.

140. Sonett. „Gradaus die Augen halt." Die ungetreue Dame soll wenigstens mit den Augen, äußerlich, den Schein der Treue aufrecht erhalten, nicht rechts und links nach ihren zahlreichen Liebhabern schauen.

141. Sonett. Die fünf Sinne, obwol eine Mehrheit, können das eine Herz nicht bemeistern. Im Original ist der Contrast noch stärker, da mit den fünf Sinnen sich noch die — uns in dieser Gruppirung unbekannten — „five wits", die fünf Geisteskräfte gesellen: gemeiner Verstand, Imagination, Phantasie, Urtheil und Gedächtniß.

142. Sonett. Der Mund der Geliebten hat „des fremden Betts Einkünfte" unterschlagen, d. h. er hat sich die Küsse

zugeeignet, die von Rechts wegen den Ehefrauen ihrer Liebhaber zukamen.

143. Sonett. Am Schlusse kehrt das Wortspiel mit dem Vornamen des Dichters wieder.

146. Sonett. Dieses ernsttönende, gebetartige Gedicht ist leider mit Verstümmelung der zweiten Zeile auf uns gelangt; sie muß ungefähr so gelautet haben, wie Malone sie herstellte: „Fool'd by these rebel powers that thee array.“ Der Dichter redet seine Seele an, welche von den ihr untergebenen Vasallen, die ihr Kleid bilden, also von den Gliedern des Körpers, von der Fleischeslust um ihre Nahrung und ihre Schätze betrogen wird. Die Seele oder das Herz wird oft von Shakespeare und seinen Zeitgenossen mit dem Regenten eines Staats verglichen; das Bild war den Lesern daher geläufig. In der achten Zeile schien mir früher der Sinn die Emendation zu fordern: „This is thy body's end“, während im Texte die Frage steht: „Is this thy body's end?“ Indeß läßt sich doch auch die hergebrachte Lesart und Interpunction rechtfertigen. Es wird an die Seele die Frage gerichtet, ob ihr Wohnhaus, ihr Leib dazu da ist, um den mühsamen Aufwand zeitlicher Pracht den Würmern zu überliefern, was doch unfehlbar das Ende sein wird. Dies wird nach Shakespeare'scher Art in einen knappen Satz zusammengezogen.

151. Sonett. Den dunkel ausgedrückten Gedankengang des Sonetts verstehe ich so. Wenn du mich der Untreue anklagst, so entgegne ich darauf, daß die Liebe, die ein Kind ist, nichts von Gewissensscrupeln weiß, wenn auch aus ihren Sünden Gewissensqualen entstehen; außerdem aber bist du selbst schuld an allem, was ich verbreche; denn du bist es, die den wilden Aufruhr der Sinne in mir erst angefacht und meine Seele selbst in denselben verwickelt hat, sodaß nun mein empörtes Fleisch blindlings sich auf alles stürzt, was an dich erinnert. Es würde gern auf deinen Frohndienst sich beschränken, und es ist daher nicht Gewissenlosigkeit, sondern lediglich dein zuchtloser Einfluß, wenn ich nun immer diejenige, bei der ich Sinnengenuß finde, meine Liebe nenne. Geflissentlich gebraucht die in dem Gedichte athmende Bitterkeit obscöne Anspielungen.

152. **Sonett.** Das „Bettgelöbniß“ in der dritten Zeile ist das Ehegelübde, welches die Schöne ihrem Galan zu Liebe gebrochen hat, wie auch er seinerseits der eigenen Frau untreu geworden ist. Aber die zwanzig Eidbrüche, deren nun der Dichter sich selbst anklagt, sind nicht auf zwanzig neue Liebesverhältnisse zu beziehen, sondern auf die Betheuerungen der Bewunderung und Verehrung', mit denen er selbst wider besseres Wissen sich versündigt hat, um sich in der Gunst des verworfenen Weibes zu erhalten. Diese seine Schwäche, sagt er, sei schlimmerer Meineid als der Ehebruch und der Treubruch, über die er klage. In diesem Zusammenhange gewinnt die achte Zeile: „And all my honest faith is lost in thee“, die auch bedeuten könnte: „All mein Vertrauen zu dir ist verloren“, den Sinn: „All meine Wahrhaftigkeit ist in dir, in meinem Verkehr mit dir untergegangen.“

153. und 154. **Sonett.** Zwei galante Schäfersonette im echten Renaissancestile, die offenbar mit den andern Gedichten in gar keinem Zusammenhange stehen. Interessant ist zu sehen, wie auch hier Shakespeare sich gefällt, denselben Stoff zu verschiedenen Pointen zu benutzen; eine Neigung, der meines Erachtens eine große Anzahl der 154 Sonette ihre Entstehung verdankt. Diese beiden klingen, als wären sie in heiterer und schöner Gesellschaft bei dem Besuche irgendeines Warmbrunnens gedichtet und einer der Damen gewidmet worden.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

21 [illegible] 130

61 [illegible]